

# Inhalt

|   |    |
|---|----|
| Editorial . . . . .                           | 3  |
| <b>Thomas Stangl</b>                          |    |
| Den Ort verlieren. . . . .                    | 5  |
| <b>Hakan Gürses</b>                           |    |
| Schlachtfeld Sprache . . . . .                | 10 |
| <b>Wolfgang Müller-Funk</b>                   |    |
| Psalmen . . . . .                             | 15 |
| <b>Monika Vasik</b>                           |    |
| Leerstellen . . . . .                         | 16 |
| <b>Adrian Kasnitz</b>                         |    |
| Gedichte. . . . .                             | 17 |
| <b>Tobias Roth</b>                            |    |
| Quantitäten . . . . .                         | 19 |
| <b>Irene Suchy</b>                            |    |
| Die Schutzsuchende. . . . .                   | 21 |
| <b>Jérôme Segal</b>                           |    |
| "Migrants ou réfugiés". . . . .               | 23 |
| <b>Jakob Kraner</b>                           |    |
| Urin, Drogen und der andere. . . . .          | 27 |
| <b>G.H.H.</b>                                 |    |
| Zuhören und widersprechen . . . . .           | 30 |
| <b>Gabriele Petricek</b>                      |    |
| Das große los . . . . .                       | 33 |
| <b>Daniel Terkl</b>                           |    |
| Danke, dieses Gefühl ist die Liebe, . . . . . | 38 |
| <b>Alain Jadot</b>                            |    |
| Gedichte. . . . .                             | 44 |
| <b>Barbara Zeizinger</b>                      |    |
| Liebe allein genügt nicht. . . . .            | 47 |
| <b>Kerstin Putz</b>                           |    |
| heute keine powerpoint . . . . .              | 50 |
| <b>Lena Mareen Bruns</b>                      |    |
| Gedichte. . . . .                             | 52 |
| <b>Anne Schülke</b>                           |    |
| tired society . . . . .                       | 55 |
| <b>Markus Köhle</b>                           |    |
| Anstöße . . . . .                             | 58 |
| <b>Gerald Lind</b>                            |    |
| Keiner hilft keinem . . . . .                 | 61 |

|  |     |
|--|-----|
| <b>Gerhard Ruiss</b>                                   |     |
| Krieg spielen. ....                                    | 67  |
| <b>Sarah Ellersdorfer und Moritz Hauthaler</b>         |     |
| Bildpolitiken .....                                    | 75  |
| <b>Barbara Frischmuth</b>                              |     |
| Nachdenken über Alternativen .....                     | 91  |
| <b>Michele Marullo</b>                                 |     |
| An Merkur .....  | 94  |
| <b>Verena Stauffer</b>                                 |     |
| Die Ordnung der Linge .....                            | 97  |
| <b>Tim Holland</b>                                     |     |
| Gedichte. ....   | 103 |
| <b>Elena Messner</b>                                   |     |
| Sprachübung Lexik und Rhetorik. ....                   | 105 |
| <b>Sole Noir</b>                                       |     |
| Wenn ich das höre....                                  | 107 |
| <b>Die Schweigende Mehrheit</b>                        |     |
| Organspende-Nestroy .....                              | 112 |
| <b>Silke Vogt</b>                                      |     |
| Flüchtige Reflexionen .....                            | 117 |
| <b>Chris Bader</b>                                     |     |
| Flucht vor Flüchtlingen: Wiener Wahrnehmungen .....    | 123 |
| <b>Claudia Tondl</b>                                   |     |
| andererseits .....                                     | 129 |
| <b>Michael Hillen</b>                                  |     |
| Gedichte. ....   | 131 |
| <b>Thomas Ballhausen</b>                               |     |
| "und nicht war ruhe der feldschlacht" .....            | 135 |
| <b>Mieze Medusa</b>                                    |     |
| Innere Unfuge. ....                                    | 140 |
| <b>Barbi Markovic</b>                                  |     |
| walkthrough .....                                      | 143 |
| <b>Sylvia Wendrock</b>                                 |     |
| wort des jahres. ....                                  | 147 |
| <b>Miriam H. Auer</b>                                  |     |
| Travestie der Einsamen. ....                           | 149 |
| <b>Peter Clar</b>                                      |     |
| "Nun, da ich sprechen kann, was soll ich sagen?" ..... | 155 |
| <b>Astrid Nischkauer</b>                               |     |
| "Open up, Border Control!" .....                       | 156 |
| <b>Autor_innen dieser Ausgabe</b> .....                | 157 |

## Editorial

Seit dem Zweiten Weltkrieg waren nicht mehr so viele Menschen auf der Flucht wie heute. Viele der Schutzsuchenden versuchen dabei nach Europa zu gelangen, was nicht nur zu einer unerwartet positiven Reaktion von Teilen der Zivilgesellschaft, auch in Österreich und Deutschland, geführt hat, sondern ebenso zu einem deutlichen Erstarken rechtsextremer, ausländerfeindlicher Gruppierungen. Beobachtbar ist auch eine zunehmende Radikalisierung der Sprache wenn es um Personen geht, die dringend unsere Hilfe benötigen. Sowohl in der Öffentlichkeit wie auch in den Medien scheint sich mit zunehmender Dauer grosso modo keine Verfeinerung, sondern eher eine Schematisierung von Beobachtungen und Kategorisierungen zu entwickeln. Das ist bedenklich – und Anlass genug, um mit der vorliegenden Sonderausgabe von Triëdere bei Schriftstellerinnen und Schriftstellern nachzufragen, wo und wie sie Kritik an diesem Tonfall und seinen suggestiven Metaphern vorbringen würden, die sich fast schon zu stehenden Wendungen verfestigt haben. Das bedeutet auch danach zu fragen, ob sich eine andere Diskurslage, ein anderes Sprechen, andere Töne ausmachen oder vorführen ließen, als die großteils rauhen und stereotypen Schemata, die in der massenmedialen Berichterstattung dominieren.

Mehr als dreißig Beiträge sind in der Zeit von Ende Oktober bis Ende Dezember, also während der dichtesten Zeit des Jahres, in den meisten Fällen extra für dieses Heft verfasst und unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden. Unter ihnen Gedichte, Prosa, Erzählungen, Essays, Fotos und Tätigkeitsberichte, die auf unterschiedliche Arten mit Begriffen umgehen, Kritik an Sprechverboten *und* an Vereinfachungen üben, versuchen, durch ihre Perspektivierung, sei es im Essay als ausgestelltes Nichtwissen oder in einer Erzählung, verborgene Seiten der Situation sprachlich zugänglich

zu machen. So gibt es Texte, die diese Perspektivierung explizit reflektieren und andere, die sich eines provokanteren Zugangs bedienen, um den (bitteren) Witz als mögliche Form von Respekt und Kritik vorzuführen. In vielen Beiträgen wird Bezug auf alle möglichen naturalisierenden Bewegungsmetaphern, wie etwa die „Flüchtlingswelle“ oder die österreichischen und deutschen „Wörter des Jahres 2015“, nämlich „Willkommenskultur“ und „Flüchtlinge“ genommen und nach den stillschweigenden Voraussetzungen und Wirkungen dieser und anderer Diskursmittel gefragt. Es finden sich Blicke auf globale und historische Zusammenhänge wie auch solche, die sich auf unmittelbar Gegenwärtiges konzentrieren. Alle Beiträge haben dabei ihr Engagement gegen Vereinfachung und ihr jeweils prinzipielles Ja zur Hilfestellung gemeinsam. Dieses vertritt auch das Herausgeberteam unbeding. Wir möchten Sie anhand der versammelten Beiträge einladen, den darin aufgefächerten Ideen, Reflexionen und Blickwinkeln nachzugehen, diese abzuwägen und weiterzudenken. Neben den hoffentlich im Kleinen erreichbaren Differenzierungen der Betrachtungen wird der Erlös aus dem Verkauf und den Spenden für das Heft zur Unterstützung von ehrenamtlichen Deutschkursen verwendet. Genauere Informationen dazu werden in den kommenden Wochen auf [www.triedere.com](http://www.triedere.com) veröffentlicht. Auf dass die Welt bunt und vielfältig bleibe und wieder friedlicher werde!

*Peter Clar, Matthias Schmidt, Eva Schörkhuber und Daniel Terkl*

Thomas Stangl

## Den Ort verlieren

Demokratie, Politik braucht Sprache, Diskussion, Positionen, das ist nicht zu bestreiten. Aber weshalb bereitet es mir jetzt ein solches Unbehagen, zu sprechen, an einer Diskussion teilzunehmen, eine Position zu beziehen? Und zwar ohne dass mir alles gleich wäre und ich nicht unterscheiden könnte zwischen den abendländisch oder islamistisch Identitären mit ihren Hetzpredigten und denen, die für Menschenrechte, Offenheit und Hilfe eintreten und denen ich mich zuzählen will. Aber als was will ich mich ihnen zuzählen, was habe ich außer wohlmeinenden Floskeln oder verstiegenen, ins Leere laufenden Überlegungen? Außer der billigen Freude, einen Standpunkt zu haben und auf der richtigen Seite zu sein? Ist nicht doch zu spüren, dass diese Freude ohne ein gewisses Unbehagen nicht mehr zu empfinden ist? Dass Krisen und Katastrophen, die sich seit Jahren angekündigt haben und von denen wir alle seit Jahren wussten, nun unbehaglich nahe gerückt sind? Ist nicht gerade zu bedenken, was geschieht, wenn man den Ort, die Position, den Standpunkt (die Sprache in der Fremde fast) verliert?

Alles ist schon gesagt, auch alles, was ich jetzt sage, sämtliche Positionen sind bezogen (und doch). Ich rede daher, wie die anderen an ihren Laptops, in ihren Zimmern, Wirtshäusern, Foren, das Gerede löst sich ab von den Dingen, ich suche Sätze, wäge Wörter ab (*Nacht, Fremdlingin unter den Menschen*, so heißt es in einem Gedicht von Hölderlin, auf den ich jetzt immer wieder komme, ohne es zu wollen), Wörter, die es nicht gibt. Es gibt eine schwangere Frau, die sich entschlossen hat, ihre Stadt zu verlassen, nachdem – zufällig, durch irgendeine verirrte Kugel – ihr ältestes Kind, ein Siebenjähriger, erschossen wurde, ein Reporter hat zufällig diese Frau aus einer Menschenmenge herausgefischt, die im Spätsommer am

Keleti-Bahnhof in Budapest wartete, ihren Namen habe ich vergessen, ihre Stadt, wenn ich mich recht erinnere, ist Aleppo, ihr Beruf, wenn ich mich recht erinnere, Schneiderin. Es gibt auch eine abgemagerte Englischlehrerin mit vier oder fünf Kindern, einen zahnlosen alten Schuster (der doch kaum zehn Jahre älter ist als ich), einen Fußballer, einen Studenten, Namen, Berufe, Geschichten von zerstörten Häusern und Existenzen, die man weitererzählen könnte, als endlosen, formlosen Roman; das heißt, als Roman, nicht endloser, nicht formloser als das Leben, einen Roman, der so wie möglicherweise das Leben unablässig seine Form sucht und verliert. Und je länger man weitererzählt, desto mehr stumpft die Aufmerksamkeit ab; das ist doch immer dasselbe; der Schock ist nicht beliebig wiederholbar.

Etwas scheint aber anders in diesem Herbst, die Beunruhigung nachhaltiger, wenn auch nie so ganz auf den Punkt zu bringen.

Diese Menschenmenge vor dem Keleti-Bahnhof war vielleicht das erste der Bilder, das man nicht einfach als Bild hinnehmen konnte; das einen zwang, sich auf irgendeine Art zu verhalten: für die einen mochte eine gestaltlose *Flut* von *Fremden* vor den Toren stehen und das bedrohen, was sie als Heimat ansehen; sie mussten – denkt man ihre Logik zu Ende –, bereit sein zu töten, fast offen sagen, dass sie bereit waren zu töten, denn das heißt „die Grenzen schließen“: Tote in versiegelten Kastenwagen, Tote an den Stränden des Mittelmeers, Tote an den Grenzen der Europäischen Union oder des Schengenraums; für die anderen wurde in der Skrupellosigkeit und Menschenverachtung der ungarischen Regierung nur die bisher gut verdeckte, ihre Folgen immer möglichst außer Sichtweite verschiebende Skrupellosigkeit und Menschenverachtung der europäischen Migrationspolitik deutlich. Die Menschenmenge vor dem Keleti-Bahnhof in Budapest erschien auf den Bildschirmen wie eine Delegation aus der Wirklichkeit. Sie zeigt nicht die volle Gewalt des Krieges – denn natürlich ist alles, was sich an unseren Grenzen und in unseren Städten abspielt, noch immer meilenweit von dem entfernt, was sich in Damaskus, aber auch in Kabul oder Bagdad abspielt –, doch sie machte klar, dass die Bilder vom Krieg in die Wirklichkeit (unsere Wirklichkeit) gehören, nicht auf dem Bildschirm bleiben wollen; dass Menschen mit ihren Körpern, ihrem Hunger, ihrer Angst, ihrem Lebenswillen nicht im Außen einer Medienwelt zu halten sind, wo wir, in unserer Zuschauerposition, imaginäre Identifikationen und billige Welterklärungsmodelle erproben und gegeneinander antreten lassen.

Als an einem der nächsten Tage, jenem Samstag im September,

die Grenzen geöffnet wurden, zog es uns, so viele von uns, nicht nur zum Westbahnhof, weil wir helfen wollten, nicht nur wegen der anderen, die Unterstützung brauchten, sondern auch – und vielleicht vor allem – unseretwegen: weil die vermutete oder reale xenophobe Stimmung in der Öffentlichkeit und die entsprechende politische und parteipolitische Dynamik, an die sich schon alle gewöhnt hatten, plötzlich so vielen unerträglich schien; weil es plötzlich doch möglich schien, eine Entwicklung oder wenigstens die Stimmung umzukehren; weil es zumindest möglich schien, irgendetwas zu tun, jetzt, das nicht einfach eine unverbindliche, ins Leere laufende Minderheitsmeinungsäußerung bliebe.

Nachdem die paar Dinge abgegeben waren, die ich und meine Leute mitgebracht hatten, ging ich ein wenig durch den Bahnhof, sprach mit keinem, spürte kaum etwas vom Glück der Rettung, stärker war das Unbehagen: schon wieder war ich ein Zuschauer, ein Neugieriger; das Schauen schien mir unzulässig. In jedem Blick war eine komplizierte politische Erwägung enthalten; jeder Blick war gehemmt durch komplizierte politische Erwägungen; ich sah mich unfähig zu einfacher Freundlichkeit, denn einfache freundliche Wörter hatte ich nicht, mit leeren Händen auch keine Gesten mehr zu machen. Wie kann man andere anschauen, als wären sie etwas Besonderes, etwas, das zu besichtigen ist, Dinge mit Erlebniswert. Mein erster Neger, mein erster Toter, mein erster Flüchtling. Alle Flüchtlingsgeschichten aus den Zeitungen in meinem Kopf, alle Flüchtlingsgeschichten von 1938, 1940 usw., die Grenze zur Tschechoslowakei, die Grenze zur Schweiz, die zuletzt unüberschreitbaren Grenzen, die Karusselle der Ausreise-, Durchreise- und Einreisevisa, Walter Benjamin, herzkrank, mit einem großen Koffer und einem Visum zu wenig auf dem Weg über die Pyrenäen, Walter Benjamin im Hotel de Francia, Port Bou, am 1. Oktober 1940, und seine Hotelrechnung über 166 Peseten 95 Centavos (5 Peseten für Zitronenlimonade, 4 Telefongespräche, Desinfektion des Zimmers 75 Pts.).

Es gibt dann auch das tote Kind (es gibt auch die anderen toten Kinder, aber es ist, als würde es sie nicht geben, weil es keine Bilder gibt und weil niemand sich diese Bilder vorstellen will, niemand auf der einen und niemand auf der anderen Seite). Das inzwischen fast schon wieder vergessene Bild von der Menschenmenge am Keleti-Bahnhof ist nicht zu trennen von dem in denselben Tagen um die Welt gegangenen Bild des einzelnen Kinderkörpers an einem Strand in der Türkei. Dieses Bild strahlt eine seltsame Ruhe

aus; als könnte oder müsste die Zeit vor dem Bild des ertrunkenen Dreijährigen stillstehen. Vielleicht kann man deshalb darüber reden, vielleicht kann man es deshalb in seiner Vorstellung behalten, obwohl es unerträglich ist. Es ist unvergesslich, auch wenn es die Medienöffentlichkeit, die in ihrem Gerede und ihren Ängsten verfangene Welt der europäischen Politik schon wieder zu vergessen scheint; unvergesslich, weil es unerträglich ist.

Aylan Kurdi, dieses Kind, das auf dem Foto und für immer nichts als Kind ist wie unsere Kinder, wie unsere schlafenden, unsere unablässig fotografierten Kinder, nichts als tot ist und doch wie ein Schlafender, als wären unsere schlafenden, unsere unablässig fotografierten Kinder tot. Ein ertrunkenes Kind, das allem gleicht, was wir lieben und was in uns Zärtlichkeit weckt. Das ist mein Kind, das bin ich, das ist jeder, wie er sich in der Erinnerung als schlafendes Kind sieht.

Man kann denken, dass jedes einzelne dieser sogenannten Flüchtlingsschicksale, zu denen es Zahlen gibt, erschreckend hohe Zahlen, und auf verschiedenen Inseln Grabsteine ohne Namen (*Imigrante No. 1, Imigrante No. 10, Varón* usw.), eine vollkommene Zerstörung der Welt bedeutet. Dieses Kind wird nicht weiterleben, das ist in Zahlen nicht zu messen, ist unerträglich und bedeutet eine völlige Zerstörung der Welt.

Dagegen taugen die Wörter und die Sätze nichts, gleichzeitig verfange ich mich in Wörtern und Sätzen, verdrehe sie, versuche mich an ihnen festzuhalten, rutsche ab. Wie lässt sich etwas ohne Pathos und große Wörter (*unvergesslich; vollkommene Zerstörung*) sagen; wie ist zu verhindern, dass das Pathos hohl wird, alles in leeres Gerede verwandelt; das Gerede löst sich ab von den Gegenständen, schützt vor der Wirklichkeit (ich rutsche ab).

In einem Gedicht von Hölderlin kommt das Wort *Fremdlingin* vor. Peter Weiss notierte – ganz ohne Kontext – dieses Wort, als er in den Siebziger Jahren ein Stück über Hölderlin schrieb: ein fremdes Wort, das bei Hölderlin Nacht und Mond meint, aber mit vertauschtem Geschlecht, irritierender Bedeutung außerhalb der Sprache bleibt, was auch immer es meinen sollte. Peter Weiss, der 1940 als *fremder Vogel* (so die abschätzig Bezeichnung, die in seinem Ohr haften blieb) nach Schweden kam, kannte das Exil, er wusste, dass manche Formen des Exils fast harmlos und zufällig beginnen, dass man die Erfahrung, herausgerissen zu werden aus seinem Leben, aber niemals wieder loswird, nicht einmal in Reichtum und Ruhm. *Flüchtling, fremder Vogel*: An den unwürdigen Lebensumständen hängen unwürdige Wörter, an der Verloren-



heit verlorene Wörter; mit dem Stolz der unwürdigen, verlorenen, schlechten Wörter.

Es wäre dumm und geschmacklos, Flucht und Exil – in der Art des *Homo Sacer* – zum Modell zu erklären; denn es ist nicht *im Grunde* das Gleiche, sondern etwas zutiefst Unvergleichbares, ob man mit ein paar Plastiksäcken in der Hand durch Europa irrt oder im warmen Zimmer vor seinem Laptop sitzt und über Wörtern grübelt. Aber mir scheint, dass sich in den Flüchtlingsbewegungen und in den Fragen von Grenze und Identität etwas zeigt, das uns – ob wir von Politik reden, von Wirtschaft oder von unseren ganz realen Lebenswirklichkeiten – alle betrifft und das wir höchstens wegschieben, verdrängen können. Und es erscheint mir entscheidend, wie man auf die Beunruhigung reagiert.

Es nützt nichts, seine Meinung vor sich herzutragen. Man braucht nicht die Gewalt neuer Wörter, neuer Sicherheiten, neuer Selbstgerechtigkeiten. Anstatt von Selbstsicherheiten und Wahrheiten aus lässt sich viel besser von der Fremdheit her denken, von der vielleicht ganz flüchtigen harmlosen Erfahrung, nicht daheim zu sein im Wirklichen; dass die Wirklichkeit nicht mehr das ist, wo man mit seinen Wörtern daheim war, nicht mehr das, was man als die Wirklichkeit kannte. Deshalb das Hin- und Herschieben und das Aushöhlen von Wörtern, auch wenn es müßig erscheint, wir die Sprache in der Fremde immer nur fast verloren haben und die Nacht, als Fremdlingin unter den Menschen, nur das Bild einer Nacht ist; für etwas steht, für das Nichts von einem Etwas, eine lyrische Unsicherheit, Haltlosigkeit.

Das ist ganz wenig und leicht. Alles das ist wenig und leicht. Meine unsicheren Blicke auf wirkliche Menschen im Westbahnhof, meine Blicke auf den Bildschirm, die kein Leben retten und sich in sich selbst verstricken, diese Wörter hier, die kein Leben retten, während es gleichzeitig möglich ist, Leben zu retten und man an dieser Aufgabe verzweifeln kann statt an Wörtern. An wirklichem Mangel statt an Ideen, Projektionen und eingebildeten Ängsten. Nützliche Wörter wären dann: Winterkleidung, Zelte, Decken, Joghurt, Brot, Öl undsoweiter. Nützliche, handfeste, schnell verbrauchte Wörter, als dünnes Gerüst über einer Basis aus Leere und Verlorenheit. Das ist der Beginn; dann folgen die Diskussionen, die Konflikte, die Theorien und so weiter. Wichtig ist, dass die Leere nicht vergessen wird, die Verlorenheit, das ganz dünne Gerüst des Nützlichen, unbedingt Notwendigen, als unsichere und einzig mögliche Basis.

Hakan Gürses

## Schlachtfeld Sprache

Wird die halbe Welt unbewohnbar, flüchten die Menschen, die sie bewohnen, in die andere Welthälfte. Nicht nur Kriege machen ganze Weltteile zu unwirtlichen Gegenden. Hunger, Klimakatastrophen, Wassernot, Armut, aber auch soziale Ungleichheit, Unterdrückung, systematische Gewalt – es gibt viele Faktoren, die Menschen zu Flucht zwingen.

Das Schlachtfeld Syrien rückte in den letzten Monaten die Flucht ins Zentrum europäischer Aufmerksamkeit. Menschen, die auf dem Fluchtweg unzählige Anstrengungen, Todesgefahren und Misshandlungen ausgestanden haben, können sich allerdings vor einem anderen Schlachtfeld kaum retten. Es ist die Sprache.

„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“, schrieb Ludwig Wittgenstein im *Tractatus*. Noch nie ist mir dieser Satz so vielschichtig lesbar erschienen wie heute. Sprache steckt derzeit die Grenzen unserer Welt symbolisch ab: wie eine Inschrift auf jenen Zäunen, die seit einigen Monaten die (supra-)nationalen Territorialgrenzen Europas schmücken. Sie markieren jene andere Hälfte der Welt, die nach dem Dreißigjährigen Krieg, dem Ersten und Zweiten „Weltkrieg“, dem spanischen, jugoslawischen oder irischen Bürgerkrieg noch immer bewohnbar ist und trotz aller interner Plänkelei auch in Sachen Asylpolitik so tut, als hätte sie *eine* Sprache.

Nämliche Grenzzäune sind aus einem Material errichtet, das – so will es die zynische Vernunft der Geschichte – *NATO-Draht* heißt, und das wäre ja Indiz genug für die Schlacht, die in der Sprache stattfindet. Aber es ist ein zufälliges Randphänomen. *Flüchtlingskrise*, *Werte-Kurse* oder *Grenzraummanagement* sind passendere Beispiele.

Victor Klemperer hielt in seinem außergewöhnlichen Buch *LTI* fest:

Und wenn nun die gebildete Sprache aus giftigen Elementen gebildet oder zur Trägerin von Giftstoffen gemacht worden ist? Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung da.

Dass Sprache nicht nur abbildet, sondern bildet; dass wir mit der Sprache die Welt nicht nur beschreiben, sondern sie auch machen; dass der Sprache eine performative, ausführende Funktion inneohnt – dieses Wissen wurde uns in den letzten Jahrzehnten mehrfach bestätigt: erkenntnistheoretisch, sprachphilosophisch und politiktheoretisch. Würden wir demnach die Welt nicht durch diese, sondern andere Wörter „wiedergeben“ und die neuen Wörter hartnäckig wiederholen, müsste dies nicht nur zu einer veränderten Sprache, sondern auch zu einer anderen Welt führen.

Diese Annahme, die eben auf der gesicherten Erkenntnis von der Performativität der Sprache fußt, stellt wohl auch die Basis für jene politische Haltung und sprachliche Strategie bereit, welche gemeinhin *politische Korrektheit* genannt wird. Sie legt uns unter anderem nahe, dass pejorative Begriffe, vor allem mit Diskriminierung verbundene Gruppenbezeichnungen, durch solche zu ersetzen sind, die von der Gruppe selbst favorisiert werden. Die Wiederholung dieser Eigenbezeichnungen werde, so die Annahme, der betreffenden Gruppe zu einer besseren sozialen Lage verhelfen. Ihre öffentliche Repräsentation würde sich verändern, und dies sei eine Grundvoraussetzung für gesellschaftliche Anerkennung.

Diese Prämisse ist indes schwer verifizierbar. Sie entpuppt sich dieser Tage eigentlich gar als Irrtum. Der Geist der politisch korrekten Sprachanwendung sei hier hochgehalten. Aber die durchmoralisierte, technisierte und formalisierte Korrektheit sitzt drei falschen Glaubenssätzen auf, die sie als politische Strategie zahnlos machen: 1. Jedes inkriminierte Wort könne durch ein neutrales ersetzt werden; 2. für jedes Wort gäbe es ein Synonym mit gleichem „Gehalt“ und gleicher „Assoziation“; 3. Wörter auszuwechseln, würde die Bedeutung in die intendierte Richtung verschieben.

Die eigentlich falsche Grundannahme ist aber, dass es einzelne Wörter seien, welche die diskriminierenden, pejorativen Effekte in der Sprache zeitigten. Wenn man also *Roma*, *Afroösterreicherin* und *Geflüchteter* sagt und schreibt, stehe man auf der korrekten, politisch richtigen Seite. Dem ist aber, fürchte ich, nicht ganz so.

Es geht wahrscheinlich weniger um das einzelne Wort, sondern vielmehr um sein Hinterland; um das Biotop, das die Wörter hervorbringt; auch um den Topf, in dem einzelne Wörter einen besonderen Geschmack erhalten. Es ist, um eine sprachtheoretische Unterscheidung zu bemühen, weniger die Sprache als vielmehr der *Diskurs*, der hier als Gift fungiert – der Diskurs, wie ihn etwa Michel Foucault in seiner ganzen Bandbreite als ein Gebilde aus Macht und Wissen analysiert hat. Wir haben es mit Sprachbildern zu tun, mit Stehsätzen und Klischees, mit Neologismen und Euphemismen, die allesamt erst in einem Diskurs zu ihrer machtvollen Bedeutung finden.

Zweitens liegt es weniger an dem Gesagten, als homöopathisch verabreichtes Arsen zu dienen, als vielmehr an dem besonderen Mund, in dem jedes Wort zum Arsen werden kann: Sprache in einem weiteren Sinne – ähnlich wie der von Victor Klemperer festgehaltenen LTI: *Lingua Tertii Imperii*, Sprache des Dritten Reichs. Heute ist es die Sprache der Bürokratie, des nationalstaatlichen Grenzregimes, der postkolonialen Überheblichkeit.

Schließlich ist es die Aura einer zum politischen Jargon verkommenen, formalisierten Sprache, die jeden Kontext aufzuheben scheint, indem sie sich selbst als einzigen und ewigen Kontext aufdrängt – wie einst Theodor W. Adorno (im Zusammenhang mit der philosophischen Sprache Heideggers) formulierte:

Demagogischen Zwecken ist dies Formale günstig. Der des Jargons Kundige braucht nicht zu sagen, was er denkt, nicht einmal recht es zu denken: das nimmt der Jargon ihm ab und entwertet den Gedanken. [...] Dass die Jargonworte, unabhängig vom Kontext wie vom begrifflichen Inhalt, klingen, wie wenn sie ein Höheres sagten, als was sie bedeuten, wäre mit dem Terminus Aura zu bezeichnen.

Wenn etwa das Menschenrecht Asyl als Gnadenakt dargestellt wird, der Empfang von Flüchtenden hauptsächlich durch ehrenamtlich organisierte Hilfe geschieht, wenn sich Asylsuchende unter schwierigsten Bedingungen selbst über Ländergrenzen durchschlagen und dabei unentwegt ihre Dankbarkeit bezeugen müssen – dann werden sie zu Kuscheltieren degradiert, die man nach Belieben an sich drückt oder wegschiebt. Auf diesem Hintergrund genügt schon das Wort *humanitär*, um sie zu entmenschlichen.

Wenn Asylsuchende in einem Atemzug mit mühsamer Integration, fehlender Ausbildung oder hoher Arbeitslosigkeitsrate „hier bei uns“ erwähnt werden, macht man Opfer zu Tätern. Wenn in staatstragender Pose über Islamismus, über unsere Werte, über

berechtigte Ängste der Bevölkerung, über Gefahren der Migration geredet wird, macht man Rassismus auch im Kontext des Asyls salonfähig. Wenn man zwischen *Kriegsflüchtlingen* und *Wirtschaftsflüchtlingen* unterscheidet, macht man Geflüchtete zu potenziellen Kriminellen. Dazu braucht man dann nur mehr *Asylant* zu sagen, und schon kommt die Botschaft an.

Nicht die Wörter allein, die hier verwendet werden, sind das Problem, sondern der Diskurs, in dem sie als Bestandteile auftauchen. Politische Korrektheit, die sich an Wörtern orientiert, kann solch einer vielschichtigen Formation nicht viel anhaben. Es ist eine diskursive Strategie der Macht, mit der wir es hier zu tun haben – und der nur eine ebenso vielschichtige Gegenstrategie Widerstand leisten kann.

Der springende Punkt ist, dass der Diskurs der Macht sich nicht aus einer Quelle reiner Negation speist. Gut gemeinte Stehsätze wie „Wir brauchen die Migration gegen die Überalterung unserer Gesellschaft“ (Subtext: „Sie vermehren sich sowieso wie die Karnickel“) haben heute genauso problematische Effekte wie der schnell berühmt gewordene Merkel-Sager „Wir schaffen es!“ (wer ist *Wir*; warum müssen wir *es* denn so scheinbar selbstlos *schaffen*, wo wir uns doch vor einem halben Jahrhundert einer Flüchtlingskonvention verpflichtet hatten?). Oder: „Österreich hat immer gerne und engagiert Flüchtlinge aufgenommen, siehe Ungarn-Flüchtlinge 1956!“ (Notiz am Rande: ganze 19.000 von ihnen blieben in Österreich, und gemotschert wurde auch damals allerorts). Nach diesem heimatliebenden Satz kümmert sich auch niemand mehr um sprachliche, geschweige denn logische Ungereimtheiten: *Wir* sind ein Flüchtlingsland, aber kein Einwanderungsland.

Ich kehre zu Victor Klemperer zurück, der die tiefreichende Funktion der Sprache wie folgt beschrieb:

Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewusster ich mich ihr überlasse.

Korrekte Sprache kann es nicht geben. Einen dystopischen Versuch dazu bietet George Orwells Roman 1984 mit der fiktiven Zukunftssprache *Newspeak/Neusprech*. Orwell lässt sie durch einen Sprachwissenschaftler erläutern:

Begreifst du denn nicht, dass Neusprech nur ein Ziel hat, nämlich den Gedankenspielraum einzuengen? Zu guter Letzt werden wir

Gedankendelikte buchstäblich unmöglich machen, weil es keine Wörter mehr geben wird, um sie auszudrücken.

Eine solche korrekte Sprache *soll* es nicht geben. Wenn aber Sprache Schauplatz politischer Kämpfe ist und wir daran unseren Anteil haben, einfach durch die Tatsache, dass wir reden, selbstverständlich und unbewusst – so kann es auch eine bewusste Teilnahme an diesem Kampf geben: eine diskursive Parteilichkeit. Damit betreten wir das weite Feld der Kritik.

Wolfgang Müller-Funk

## Psalmen aus der Fremde

Aus einer Ansprache des Fremden.

Ich bin nicht  
der,  
woher ich komme.  
Ich bin nicht  
der,  
wohin ich gehe.  
Ich setze  
die Welt,  
die nie meine war,  
neu zusammen.

Das Fremde hat keinen Namen.

Nach einer kurzen Lektüre von Robert Walser.

Namenlos ausgesetzt  
dem Absolutismus  
der Wirklichkeit.  
Die Sprache des Fremden  
ist Negation.

Monika Vasik

## Leerstellen

brachen selbst vielleicht nie einen zwist keinen  
streit keinen krieg von nachbars zäunen  
trotz ihrer tief und tiefer gebeugten rücken  
doch als die hoffnung sich fester um den hals würgte  
löste sie das Bein aus der scholle jeden farbenfrohen  
laut von der zunge ach düsternis kroch in alle glieder  
wie wenig man bündelweis tragen kann das blut  
rast durch gläserne kammern es wird immer kälter  
wer will schon so genau wissen denn frostiger  
raut's überall zwischen leuchtenden  
smartphones kaugummiblasen und schweigen  
nistet zwischen muskelfasern keine hand  
streckt zum gruß sich der andern entgegen  
sind zu viele gedanken striche wenn stille  
für die registrierte worte fehlen noch leiser  
wird fast schon schluss punkt alles  
wehmütig tröpfeln manchmal im dunkel  
ein paar töne wie flüchtiges licht



Adrian Kasnitz

## am zaun von melilla

am vormittag schütteln die regierungs-  
vertreter sich die hände.

am mittag speisen sie spanisch mit blick  
auf freundliches gelände.

abends gibt es ein bankett.  
zu nacht liegen sie im bett.

## Zunächst unklar steht vor der Tür

Wer kennt das nicht: Zunächst unklar  
steht vor der Tür, Geisterfahrer oder  
mehrköpfige Familie. Die rote Linie  
das Kraut gewachsen gegen Groß & Klein.  
Kein Einzelfall, gar Flüchtlingstsunami  
Quantensprung. Passdeutsche addieren  
warme Temperaturen zusammen und  
unschuldige Frauen. Alternativlos laufen  
Countdown und Taskforce. Das Boot  
ist voll, der Stuhl wackelt und hat Tote  
gefordert. Wetterchaos heißt die Zukunfts-  
prognose: kein guter Tag für Einfallsrouten.

*Der Text benutzt Begriffe der ‚Floskelwolke‘ vom 10.11.15.  
Siehe <http://www.floskelwolke.de>*

## Quantitäten

*Die Magier kamen, doch keiner verstand / Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.* Aber wenn wieder die gefettete Sau der 1.000.000 durch die Spalten getrieben wird, da soll man es verstehen und es mit dem Fürchten vor dem Flüchten bekommen, und es sind immer die einfachsten Rechnungen, die aufgehen. Quantitäten, Schutzpatrone so vieler Heuchelei, wo man sich entledigt. Aber wenn man sie zu spüren bekommt. Denk es, oh Hirn, dann fühlst du es; auch unter fehlenden Fluchtpunkten. Näherungen. Nachdem das Edikt von Nantes 1685 hinfällig wird, tritt das Edikt von Potsdam an seine Stelle, 6.000 Hugenotten fliehen nach Berlin, das ist ein Viertel der Stadt. 1953 flohen 330.000, 1989 880.000 Menschen von Deutschland nach Deutschland. 140.000 Deutsche verließen letztes Jahr Deutschland einfach so. Die Revolutionsarmee, die 1800 an München vorbeizieht, ist mehr als doppelt so groß als die Stadt, die 40.000 Einwohner zählt. Über 450.000 Soldaten gingen 1812 auf Moskau los und die Stadt war halb so groß, über 3.600.000 Soldaten gingen 1941 auf Moskau los und da war die Stadt schon eine Million in der Überzahl, es wird einfach immer mehr. Eine Mark 82-Bombe kostet um die 2000 Euro, bekanntlich gewinnt es keinen Krieg, hunderttausende davon in einen Wald oder ein Gebirge zu werfen; eine Fassbombe nur um die 200, aber wer weiß das schon, denn bekanntlich zählt man sie nicht. 13.500 Einwohner hat Oberndorf am Neckar; 650 Mitarbeiter gibt es, man staunt über 66 Jahre Betrieb, heute, im Sinne von Edmund Heckler, Theodor Koch und Alex Seidel (Träger des Verdienstkreuzes am Bande 1981), und der Rest von Mauser fiel inzwischen an Rheinmetall, 20.200 Mitarbeiter; und die Federn fallen wie Späne. Es wird einfach immer mehr; wir kommen mit immer mehr klar; es wird immer mehr; was soll man vom Mehrwerden meinen? In offenen Reihungen? Man

spricht den Zahlen Überzeugungskraft zu. Schade eigentlich, ich wäre auch so schon hingegeben, und deutlich der Meinung, dass es nicht überall Meinung geben kann, hier sicherlich nicht; aber wie es im Hausbuch der Dichtung heißt, *assholes are like opinions, everybody got to have one*. (Der gleiche Dichter sagte auch, zum Thema Folter, *I'll fuckin sew your asshole close and keep feeding you*, aber wer soll die Zahlen übernehmen, da gehen doch die Folterkosten empfindlich durch die Krankenhausdecke vom Krankenhaus 601 [vierhundert zu wenig, heißt es aus ihrem Westen, aber gerade weil es kein Märchen ist und keinen Aufschub gewährt, wäre es durchaus *Ein weiteres Buch unter die Kopfkissen Europas*]). An der Nase entlang. Vielleicht brauchen sie noch neue Zahlen zur Entscheidungsfindung, aber sie fühlen es ja doch nicht. Fühlen den Durst, der über zum Teufel salziges Wasser fährt. Fühlen den Durst, der kommt, wenn übereilt die Flaschen geleert werden, die neu befüllt Flamenschrift an die Wand werfen, ein Gruß aus der Küche an die Brotkörbe des Volkskommissars; einst hat das ganz andere Herren im Orient zum Einlenken gebracht (*mene mene tekel*, gezählt gezählt gewogen). Da herrschte großer Aberglaube. Und heut herrscht großer Aberglaube. Das Wort der Aufklärung hätte den Rang der Ordonanzwaffe durchaus verdient. Der Mensch muss lernen, edler denken, damit er nicht nötig habe, erhaben zu guillotinierten. Aber ein paar Häupter wüsste ich schon – flüstert mir eine Wut zu, die mich mit Scham und Ratlosigkeit erfüllt, aber die ich nicht leugnen kann. (Wo wir es gerade von Quantitäten haben, 2918 Köpfe hat der amtlich bestellte Charles Henri Sanson (man staunt über 159 Jahre Familienbetrieb) von 1778 bis 1795 in den Korb getrennt. Eine verschwindend gelinde Zahl, denke ich Zeitungszynischer mir, diesen Wirkungsgrad gilt es wieder zu erreichen. Und die *égalité*, dass man nicht die einen hängt und die anderen köpft. Auch wenn es Momente gibt, in denen ich durchaus daran zweifle, ob Baschar al-Assad es verdient haben wird, in einer Reihe mit Nicolas-Jacques Pelletier und Marie Antoinette zu stehen. Aber das soll mir gleich sein, wenn es nur bald ist, *in selbiger Nacht*.)

Irene Suchy

## Die Schutzsuchende

Io war die Tochter des Inachos, ihre Großeltern waren Okeanos und Terys. Ios Vater Inachos hatte die falsche Wahl getroffen, er hatte Hera gewählt als Herrscherin über die Argolis, den Peloponnes. Darauf versiegte Inachos. Inachos hatte sich Poseidon, den Gott des Meeres, zum Feind gemacht,

Inachos tat alles, um seinen Frieden zu haben: er war willfährig gegenüber Hera, baute einen Tempel für sie; doch damit nicht genug. Hera drängte ihm ein Geschenk auf, das Geschenk hatte aber zur Voraussetzung, dass Inachos seine Tochter der Hera zur Priesterin geben sollte. Inachos tat, was ihm als Geschenk gepriesen wurde, er wollte seine Ruhe haben, danach gab er, nachdem er sich schon den Wünschen der Göttin gebeugt hatte, sich zu einer Entscheidung zwischen zwei Gottheiten hatte zwingen lassen, gab er die Tochter her, fügte sich in Heras Anweisungen, verfügte über die Tochter, ungerne, aber er wollte seinen Frieden haben. Er verstieß schließlich seine Tochter, weil das Orakel es so befahl. Er wollte seinen Frieden haben. Io hatte geträumt, von Zeus begehrt zu werden; das war Grund genug, dem Orakel zu gehorchen.

Io ist die Mutter des Epaphos, nach Aischylos hatte der eine schwarze Hautfarbe, es muss also auch Io dunkelhäutig gewesen sein, oder hatte Zeus diese Farbe angenommen? Epaphos wurde nach langem Herumirren der Mutter am Nil geboren. Epaphos erleidet ein vom Gottheiten-Ehepaar Zeus und Hera grausam gestörtes Schicksal, heiratete schließlich Memphis, die Tochter des Neilos, der Flussgott des Nils.

Zeus verwandelte Io in eine Kuh. Er wollte seine Ruhe vor Heras Eifersucht haben. Die Kuh verlangte Hera, Zeus gab sie ihr,

er wollte seine Ruhe haben. Hera ließ die Kuh von dem hundert-  
ägigen Riesen Argos bewachen. Zeus beauftragte Hermes mit  
dem Auftrag Argos mit Flötenspiel einzuschläfern und danach zu  
ermorden. Io entflo. Der befreiten Io sandte Hera eine lebens-  
gefährliche Bremse, die Rinderdassel, die sie durch die ganze Welt  
trieb. Auf der Flucht gab Io dem Ionischen Meer ihren Namen und  
der Kuh- oder Ochsenfurt des Bosphorus.

Inachos gab der Zwietracht in seinem Herzen Raum. Zeus  
hatte die Zwietracht gesät, Inachos gab den Gottheiten für alle  
ihre Gaben Raum, für das, was sie als Geschenke tarnten und für  
alles andere. Er, der ausgetrocknete Fluß, seiner Tochter beraubt,  
konnte nicht anders als seine Nachkommen in der 5. Generation  
zu verfluchen. Er kannte sie ja nicht.

Ausgetrocknet, von allen Übeln, die er gesät hatte nun selbst  
verfolgt, lebte er als ausgetrockneter Fluß.

Eines Tages kam Io als Kuh an das Flussbett. Sie erkannte ihren  
Vater, konnte aber nicht mit ihm kommunizieren. So schrieb sie  
ihre Geschichte in den Sand. Da weinte ihr Vater endlich, seine  
Ruhe war gebrochen und die Tränen füllten das Flussbett. Vater  
und Tochter, der verödete Fluss und die silberne Kuh, erkannten  
sich noch, aber konnten nicht mehr zueinander finden, und seine  
Tränen machten ihn heil, der Frieden war endlich gestört.

Io ist den albanischen Frauen verwandt, den armenischen, den  
indonesischen, den chinesischen, – all jenen, die als Ungeborene  
ermordet, den im falschen Geschlecht Geborenen, den Wertlosen,  
Io ist den Ungewollten, den vom Klimawandel besonders Ge-  
schädigten, jenen, die in ihren Flüchtlingsströmen der Bedrängnis  
durch ihre Fluchtgefährten ausgesetzt, verwandt. Io kann nicht  
Flüchtling genannt werden, sie ist eine Schutzsuchende, eine  
Schutzbefohlene, eine Schutzfliehende.

Luise Pusch hat auf die Hiketides, die Schutzfliehenden  
des Aischylos hingewiesen. Es sind 50 Frauen, die vor einer  
Zwangsverheiratung aus ihrer Heimat nach Argos fliehen und um  
Asyl bitten. Es wird der Politik, den Hilfsorganisationen nicht er-  
spart bleiben sich in den einzelnen Ländern nach der Sicherheit der  
Frauen zu erkundigen. Der Flüchtling und die Schutzsuchenden  
sind in ihren Bedürfnissen getrennt zu sehen.

Zeus wendet sich nach Io der Europa zu, raubt sie, Hermes hilft  
ihm. Nach Io ist ein Mond des Jupiter benannt, nach Europa unser  
Kontinent, umgeben von einem Meer der Tränen.

Jérôme Segal

## „Migrants ou réfugiés?“

Aspekte einer Diskussion in Frankreich

“In the first place, we don't like to be called 'refugees'. We ourselves call each other 'newcomers' or 'immigrants'. (...) A refugee used to be a person driven to seek refuge because of some act committed or some political opinion held. Well, it is true we have had to seek refuge; but we committed no acts and most of us never dreamt of having any radical opinion. (...) We wanted to rebuild our lives, that was all. In order to rebuild one's life one has to be strong and an optimist. So we are very optimistic.”<sup>1</sup>

Verglichen mit anderen EU-Ländern wie Ungarn, Österreich oder Deutschland war Frankreich nicht so stark von der Frage betroffen, wie man Menschen, die aus Kriegsgebieten flüchten, begegnen sollte. Zwar gab es im Frühling 2015 viele Afrikaner, die über Italien nach Frankreich gelangen wollten und daran gehindert wurden, aber als Frankreich die Grenze verstärkt kontrolliert hat um die Durchreise zu verhindern, erzeugte dies keine große Aufregung in Europa. Im Gegenteil, erst als Mitte September der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán sich entschloss, die Grenze zu Serbien zu schließen, gab es einen riesigen Aufstand. Auch der französische Premierminister Manuel Valls sah sich bemüßigt, seinem Amtskollegen die Leviten zu lesen. War aber die Lage in Frankreich viel besser? Während zwischen Menton in Frankreich und Ventimiglia in Italien alle Züge und Autos gemäß „ethnic profiling“ durchkämmt wurden, sammelten sich in Calais hunderte von armen Menschen, die jede Nacht ihr Leben riskierten, um nach Großbritannien zu gelangen. Mindestens sechzehn von ihnen sind dabei zwischen Juli und Ende Oktober ums Leben gekommen. Und die französischen Medien haben anscheinend kein Problem damit, die Barackensiedlung, wo diese 2.000 Schutzsuchenden leben, als „Dschungel“ zu bezeichnen (vom persischen Ausdruck „*jangal*“, für Wald) – auch wenn die Bewohner eines Dschungels üblicherweise eher Wildtiere sind. Die Menschen, die dort überleben, werden größtenteils immer noch als „Migranten“ bezeichnet, lediglich der rechtsextremistische Front National kriminalisiert sie als „illegale Einwanderer“ („*clandestins*“).

<sup>1</sup> Hannah Arendt, *We Refugees*, in: *Menorah Journal* 31, 1943, S. 69-77.

Catherine Wihtol de Wenden, Soziologin am CNRS (Nationales Zentrum für wissenschaftliche Forschung), erklärte im September die Unterschiede zwischen „migrant“, „réfugié“ (Flüchtling) und „demandeur d'asile“ (jemand, der um Asyl bittet): Migranten sind einfach Ausländer, die seit mehr als einem Jahr in einem anderen Land leben. Es können Flüchtlinge sein, aber auch Angestellte, die von einer ausländischen Firma gesandt wurden, oder einfach ausländische StudentInnen. Ein „réfugié“ hingegen kommt aus einem fremden Land, wo er persönlich verfolgt wurde – ein Umstand, den er/sie beweisen können muss. Bereits die erste Verfassung Frankreichs vom 24. Juni 1793, hält dies im Absatz „Von den Beziehungen der Französischen Republik zu fremden Nationen“ fest (Artikel 120): „Sie gewährt Ausländern, die um der Sache der Freiheit willen aus ihrem Vaterland vertrieben wurden, Zuflucht.“ In der Verfassung vom 13. Oktober 1946 steht es sogar in der Präambel: „Jedermann, der auf Grund seiner Tätigkeit für die Freiheit verfolgt wird, hat in den Gebieten der Republik Asylrecht“.

Nun zeigt sich, dass von den 60.000 Asylanträgen, die 2014 in Frankreich gestellt wurden, am Ende (nach eventuellen Berufungen) nur 35% genehmigt worden sind – in Deutschland sind es 45%, in Österreich 42%. Diejenigen, die einen negativen Bescheid bekommen, müssen das französische Territorium verlassen, sollten sie es nicht tun, werden sie zu „sans-papiers“, also zu illegalen Ausländern oder illegalen Migranten. Die Unterscheidung zwischen „sans-papiers“ und „immigrés“ wurde interessanterweise seit dem Sommer 2015 durch die Opposition zwischen „réfugiés“ und „migrants économiques“ ersetzt. Entsprechend wird nicht mehr über die Probleme von den sans-papiers berichtet, obwohl sie immer noch als Arbeitskräfte ausgebeutet werden.

Der US-amerikanische Soziologe Paul Jalbert konnte anhand der Vereinigten Staaten zeigen, wie sehr die Opposition zwischen „economic migrants“ und „refugees“ politisch motiviert ist. Im Kontext des Kalten Krieges wurden Migranten aus kommunistischen Ländern wie etwa Kuba sofort als „refugees“ begrüßt, während diejenigen aus Ländern, die von den USA kontrolliert wurden (z.B. Haiti), immer nur als „economic migrants“ betrachtet wurden. Heute, wo viele westliche Länder Syrien bombardieren um Assad zu entthronen, gelten alle Syrer als „refugees“, während Roma aus dem Kosovo, die dort ebenfalls wirklich verfolgt werden, zu „Wirtschaftsflüchtlingen“ herabgestuft und schnell abgeschoben werden (dies gilt übrigens auch für jene oppositionellen Tschetschenen, die von dem Halb-Verbündeten Vladimir Putin



vertrieben wurden). Blickt man in der Geschichte zurück, dann zeigt das Beispiel von Südafrika, wie Nelson Mandela und andere militante Mitglieder des African National Congress es geschafft haben, seit den 1970er Jahren gleichermaßen als „Terroristen“ wie auch als „Widerstandskämpfer“ zu gelten.

Wörter sind wichtig, daher gründeten Pierre Tévanian und Sylvie Tissot 2001 in Frankreich einen Verein unter dem Namen „les mots sont importants“ (LMSI). Sie setzten sich das Ziel, das Geschehen innerhalb der französischen Gesellschaft mit einem besonderen Augenmerk auf die Macht und die implizite Bedeutung von Wörtern zu analysieren. Als sich zum Beispiel Nicolas Sarkozy 2007 als „Freund“ Afrikas vorstellte, und zwar anlässlich seiner ominösen Rede an die afrikanische Jugend in Dakar – „Afrikas Drama ist, dass der Afrikaner nicht genug in die Geschichte eingetreten ist. (...) In dieser Geisteshaltung, wo alles immer wieder anfängt, gibt es weder Platz für das Abenteuer der Menschheit noch für die Idee des Fortschritts“ – haben die Mitarbeiter von LMSI auf die Definition der Freundschaft von Jacques Derrida verwiesen. Für den französischen Philosophen bedeutet die Fähigkeit, eine Freundschaft zu pflegen, stets auch den Feind im Freund zu ehren.

Mitte September 2015, als mehr Menschen als sonst aus den Kriegsgebieten in Syrien oder dem Irak in Richtung Europa geflüchtet sind – die größte Mehrheit blieb eigentlich im Libanon oder in der Türkei – hat man in Frankreich wieder bei Derrida nachgelesen. In der Tageszeitung *Le Monde* erklärte Jean Birnbaum, dass man zwei Arten von Gastlichkeit („hospitalité“) unterscheiden sollte: einerseits die bedingungslose Gastlichkeit, die man in der Bibel wiederfindet und die das Wesen des Kosmopolitismus ausmacht, als „das Gesetz der absoluten Gastlichkeit“; und andererseits, „die Gesetze der Gastlichkeit“, die einfach bestimmen, wen man bei sich aufnimmt, und daher, was einen als Land ausmacht. Trotz dieser Spannung zwischen beiden Arten von Gastlichkeit<sup>2</sup>, denkt Birnbaum, dass die Frage nicht „sollen wir sie annehmen?“ lauten sollte, sondern vielmehr: „wie sollen wir sie annehmen?“ Dies hängt eng mit der Frage der Benennung zusammen. Derrida schrieb „die Frage der Sprache (...) wir würden sie immer wiederfinden, auf tausend Arten und Weisen, in der Erfahrung der Gastlichkeit. Die Einladung, das Asyl, die Beherbergung verlaufen über die Sprache oder eine Anrede. Wie Levinas unter einem anderen Gesichtspunkt sagt: Sprache ist Gastlichkeit.“ Birnbaum schlägt daher vor, die Menschen, die seit dem Sommer 2015 nach Europa

<sup>2</sup> siehe dazu Pascal Delhom: „Über die Bedingungen einer bedingungslosen Gastlichkeit“ in: Steffi Hobeuß, Nicola Tams (Hg.): *Lassen und Tun. Kulturphilosophische Debatten zum Verhältnis von Gabe und kulturellen Praktiken*, Bielefeld, transcript 2014, S. 209-230.

gekommen sind, weder „Flüchtlinge“ noch „Migranten“ zu nennen, sondern die „Ankommenden“ („les arrivants“).

Solche Überlegungen, über Sprache und die Konditionen der Gastlichkeit, werden immer notwendiger. Die Klima- veränderungen verursachen heute schon mehr Menschenflucht als alle Kriege zusammen (ca. 26 Millionen im Jahr). Diese Menschen auf der Flucht kommen zwar noch nicht zu uns, weil sie zum Beispiel in Bangladesch oder auf einer Insel mitten im pazifischen Ozean leben. Sie sind noch nicht einmal die „Ankommenden“. Aber müssen wir nicht schon jetzt bereit sein, unseren Egoismus zu dämpfen, um diese Menschen zu retten? Im Sinne eines Altruismus, der nicht nur Gastlichkeit, sondern Zeichen eines gelebten Kosmopolitismus wäre?

#### Quellen:

- Arendt, Hannah: „We Refugees“, in: *Menorah Journal* 31, 1943, S. 69-77.
- Birnbaum, Jean: „La crise des migrants est aussi une crise des mots“, *Le Monde*, 16.09.2015.
- Delhom, Pascal: „Über die Bedingungen einer bedingungslosen Gastlichkeit“, in: Steffi Hobuß, Nicola Tams (Hg.): *Lassen und Tun. Kulturphilosophische Debatten zum Verhältnis von Gabe und kulturellen Praktiken*. Bielefeld: transcript 2014, S. 209-230.
- Derrida, Jacques und Anne Dufourmantelle: *De l'hospitalité*. Paris: Calmann-Lévy, 1997.
- Latour, Bruno: „L'autre état d'urgence“, *Reporterre*, 23.11.2015.
- Streiff-Fenart, Jocelyne: „La distinction entre réfugiés et migrants fait obstacle au débat démocratique“ (Gespräch mit Régis Meyran), *Sciences Humaines*, 14.10.2015
- Tévanian, Pierre und Sylvie Tissot: *Les mots sont importants*. Paris: Liberalia 2010.
- Wihtol de Wenden, Catherine: „Migrant, réfugié: quelles différences?“ Gespräch mit Laure Cailloce, in: *Le Journal du CNRS*, 22.09.2015.

## Urin, Drogen und der andere

Wenn man sich an das diesjährige Sommergespräch mit Heinz-Christian Strache erinnert, könnte man meinen, er habe sich an den Schriften von William S. Burroughs orientiert. In der *elektronischen Revolution* schlägt dieser vor, Reden eines politischen Gegners auf Band aufzunehmen, mit Husten, Sabbern, Geifern, Sex- und Tiergeräuschen zusammenzuschneiden und an öffentlichen Plätzen abzuspielen. Der Effekt: Die öffentliche Meinung wendet sich, die Umfragewerte des Gegners sinken. Er ist politisch ruiniert, ohne jede politische Auseinandersetzung, sein persönliches Ansehen zerstört, ohne jedes persönliche Fehlverhalten. Diese simple Technik des Zusammenschneidens (Cut-Up), diese einfache Prozedur von Aufnahme und Wiedergabe nimmt bei Burroughs nahezu magische Züge an. Der Herr über das Mischpult wird zum Herrn über den Aufgenommenen. Mit der Aufnahme hat er zugleich ein Stück seiner Seele.

Strache wurde im Sommergespräch mit seinen eigenen Worten von 2006 konfrontiert, gemäß denen Schubhäftlinge am besten in umgebauten Militärmaschinen abgeschoben werden sollten, denn dort könnten sie schreien und schlagen und sich *anurinieren*, so viel sie wollten. Auffällig war die Fixierung auf das Wort *anurinieren*, das Strache in den nächsten Minuten der Sendung wiederholte, gefühlt viel zu oft, sodass man fast annehmen musste, es stünde eine Strategie dahinter.

Hier sind wir mit der „anderen Seite“ der Sprache konfrontiert. Wir benützen Wörter als geistige, feinstoffliche Abbilder der Wirklichkeit, um bewusst und willentlich Argumente und Gedankengänge zu vermitteln. Doch auch das Unbewusste ist voller Sprache bzw., laut Jacques Lacan, „wie eine Sprache strukturiert“. Folgt man gewissen Interpretationen des französischen

Psychoanalytikers, stößt man auf das „Denken“ des Unbewussten. Ein mechanischer, maschinenhafter Ablauf der Sprache, der un bemerkt bleibt, aber ins Wachbewusstsein hinein wirkt. Wörter sind dort, im Unbewussten, in gewissem Sinn realer (sie zählen als Signifikant, nicht als Signifikat), eine fast schon körperliche Existenz. Denken Sie an die Rede davon, gewisse Wörter „nicht in den Mund zu nehmen“.

Denn wo das Wort Urin fällt, ist es gleichsam so, als würde es dort ein bisschen nach Urin riechen, als wäre dort eine tatsächliche Urinlacke, und was neben diesem Wort steht, mit ihm assoziiert ist, ist ein bisschen davon angespritzt. Das heißt: Ganz egal ob einer oder hundert oder kein einziger Schubhäftling sich während der Abschiebung *anurinierte*, ganz egal, ob es aus Protest, aus Versehen oder Angst passierte – der Flüchtling, der Schubhäftling, der Asylant ist nun im kollektiven Unbewussten ein wenig näher an den Urin gerückt, er ist fortan einer, der uriniert, einer, der irgendwie mit der verdrängten, stinkenden Körperausscheidung zu tun hat.

*Der Flüchtling* tritt auf den Plan, als Konzept, als Wort, als Signifikant, und löst eine Kettenreaktion an Sprache aus. Die Gespräche füllen die U-Bahnen, Stammtische, Universitätsmensas und Zahnarztwarteräume. Was bedeutet es, wenn ein Gespräch sich „um etwas dreht“? Heißt es nicht, dass das Zentrum selbst unbeteiligt, unberührt bleibt? *Der Flüchtling* ist Auslöser und Angelpunkt für eine Sprachbewegung, die zuallererst dem Selbstverständnis der Inländer dient.

*Othering*, das heißt: den anderen zum anderen machen und dadurch das Eigene definieren. Etwas als fremd klassifizieren und erst so die eigene Identität begründen. Ein Begriff, verwendet für Rassisten, vielleicht auch für die Apologeten einer „freien“, „westlichen“ Tradition, in Abgrenzung zur „rückständigen“, „unterdrückerischen“ islamischen Welt. Vielleicht ist aber auch dies eine Art von *Othering*, und zwar in der Sprache der Hilfsbereiten, der Pluralitätsbefürworter, wenn Thomas Fischer in seiner Kolumne in der Zeit über die Schutzsuchenden sagt: „Die ein solches Unheil trifft, sind Menschen nicht ‘wie wir’, sondern es sind wir Menschen selbst. Die Unglückseligen sind keine *Analogien* zu uns. Wir sind es selbst.“

Ein Bekannter bat aufgrund seiner eigenen Migrationsgeschichte in einem Facebook-Post darum, das ganze Flüchtlings-thema doch ruhig, sachlich und vor allem unpolitisch anzugehen. Denn egal ob er mit Furcht oder mit offenen Armen empfangen

wird, der Flüchtling tritt zuallererst als *ein anderer* auf (sonst müsste auf seine Gleichheit nicht erst hingewiesen werden) und wird somit zur politischen Arbeitsfläche. Ein Ereignis tritt in unsere Welt und plötzlich muss ich meinem Nachbarn gegenüber dazu Stellung nehmen. Es regt mich auf wohlige Weise auf, eine Position in meiner Gemeinschaft zu beziehen, und angesichts dieses Umstandes verblasst das ursprüngliche Ereignis, obwohl es den Anschein hat, als würde es die ganze Zeit nur darum gehen. Soll heißen: Wo dient es dem Flüchtling, dass über ihn gesprochen wird, und wo dient es uns?

„Wir haben den Kampf verloren“, ein Artikel in Vice-Online von Juni: Der Autor berichtet darin von seiner Bestürzung über den allgemeinen Rechtsruck, über die geheuchelte Anteilnahme und tatsächliche Teilnahmslosigkeit der Hipster-Parallelgesellschaft, über seine Erfahrungen als Helfer in einer Flüchtlingseinrichtung, über das Dahinplätschern unseres beschützten Alltags, über seine daher kommende Wut auf sich selbst. Wir, Bewohner des Westens, sind Würmer, die sich mehr für ihre Frisuren interessieren, als für die existentiellen Probleme anderer, wir müssen endlich den Arsch hochkriegen, so etwa appelliert der Autor, um dann später festzustellen: „Irgendwie kicken die Drogen am Wochenende nicht mehr richtig und die Vernissagen, Partys, Shop-Eröffnungen fühlen sich alle gleich an. Irgendwie ist alles irgendwie. Nur irgendwie nicht mehr echt.“ In der Empörung über unser elfenbeinturmhaftes Kreisen um uns selbst wiederholt er genau die kritisierte Operation, führt eindrucksvoll vor Augen, wie der andere immerzu für das Eigene instrumentalisiert wird und dabei außen vor bleibt, anders bleibt.

Manche verdrängen diese Tatsache, andere verfallen darüber – wie oben – in ein Wechselspiel aus Selbsthass und Arroganz. In beiden Fällen ist der Grund eine seltsame Art von Fernweh, zugleich eine Sehnsucht nach Totalität, nach Reinheit. Als müssten wir das Verhaftet-Sein in unserer Lebenswelt urplötzlich überwinden können, zum anderen hin, als müsste die Intention zu Helfen klar und rein sein und einzig dem Helfenden dienen. Doch die Wirklichkeit ist unsauber. Darüber kann man in Verzweiflung verfallen oder es einfach als Tatsache akzeptieren; ganz offen damit umgehen, dass die Hinwendung zum anderen immer auch dem eigenen Selbstverständnis dient. Dann nämlich kann begonnen werden, zu unterscheiden: Wo geht es um uns, wo geht es wirklich und aufrichtig um den anderen?

G.H.H.

## Zuhören und widersprechen

Flüchtlinge sind Fremde, solange wir nicht selber fliehen und anderen Fremden ängstlich begegnen. Ängste sind Teil der Flucht. Sie wirken als schützender Vorbehalt des Eigenen, den aufzugeben desto schwerer fällt, je schwerer erworben oder wiederzubeschaffen es ist. Diesen Vorbehalt für das Eigene trägt jeder in sich, auch wer sich vorbehält, keine Vorbehalte zu haben.

Wer seine eigenen Ängste immer den Anderen zuschreibt, um sie loszuwerden, den Flüchtlingen oder Fremden oder dem Anderen, mit dem sich nicht zu verständigen dem Vorbehaltlosen ein notwendiger Vorbehalt ist — wer sich so von Ängsten freistellt, der ist nicht mutig. Gewiss tut er für die einen etwas, vielleicht sogar sehr viel, weiß sich anerkennenswert und begründet damit seine Freistellung vom Vorwurf, den er den Anderen macht, die Ängste und Ablehnung zeigen, wenn es um die Aufnahme von Flüchtlingen oder Fremden geht. Aber vor allem geht es doch um ihn selbst, der seine Ängste los und bis zur Erschöpfung gut ist.

In Wirklichkeit kommen solche selbstlosen Egoisten nicht häufig vor. Aber ihre Vorbehaltlosigkeit lässt das Gespräch über Vorbehalte verstummen; sie verlangt nach einer Reinigung und Angleichung der Sprache, auf den Ausschluss von Gesprächen durch Auflistung verdächtiger Worte und Metaphern, nach Denunziation des Hingesagten; dass ein bleibender Vorbehalt gegenüber dem Fremden oder Flüchtling möglich bleiben muss, darf nicht mehr ausgesprochen werden. Zum Gespräch gehören das Zuhören und der Widerspruch, was noch lange kein Urteil darüber bedeutet, wie weiter zu verfahren ist. Sprachregelungen sind dabei vollkommen nutzlos. Sie sorgen nur dafür, dass keinem mehr zugehört wird, der sie nicht verwendet. Auf jedes einzelne Gespräch kommt es an.

Der Vorbehaltlose erscheint als bester Freund des Fremden. Aber verlässlichere Hilfe bekommt der Flüchtling von denen, die eigene Vorbehalte nennen und zunächst Ablehnung zeigen, die Vorbehalte überwinden müssen, die an sich selbst zu spüren eine regelmäßig wiederkehrende Erfahrung ist — angefangen von der Befürchtung, von unbekannt neuen Mietern um den Schlaf gebracht zu werden, bis hin zur begründeten Erwartung, dass die Begegnung mit drei unbekannt jungen Männer auf einem U-Bahnsteig oder im Dunkeln gefährlich sein kann; wobei in beiden Fällen Belästigung oder Gefährdung kaum zunimmt, wenn es sich um Fremde handelt; aber eine Lage, die schon ungemütlich ist, verschlimmert sich unweigerlich, wenn das Gefühl hinzukommt, es nicht mit Leuten zu tun zu haben, die einem selber ähneln.

Einer große Reinigung, wie sie *Robespierre* gefallen hätte, der Vorbehaltlosigkeit weniger, die gegenseitig auf jedes Wort des Anderen passen, darf nicht vertrauen, wer den Fremden, den Flüchtlingen dauerhaft helfen will. Viele sind vor dem *Grand Tereur* solcher Sprachreiner gerade auf der Flucht. Vorbehalte sind Werkzeuge der Verständigung, es kommt nur darauf an, sie als solche auch zu nutzen. Ablehnung kehrt immer wieder und lässt sich immer wieder auch in Zustimmung verwandeln. Am Ende sind es nämlich geteilte Vorbehalte, die Menschen am beständigsten verbinden, die sich fremd gegenüberstehen. *Meinen Kindern darf kein Unglück geschehen*, das dürfte ein solcher teilbarer Vorbehalt sein. *Mein Mann oder meine Frau gehört mir* vermutlich auch.

Eine Ablehnung, die aus solchen Vorbehalten zusammengesetzt ist, unterscheidet sich grundlegend von einem Hass, der nicht teilbar ist und leugnet, dass es überhaupt etwas zu teilen gibt. Darauf muss achten, wer im Gespräch Grenzen ziehen will. Diesen Hass als solchen zu benennen bedeutet, ihn von einer Ablehnung zu trennen, die immer ihre Gründe hat. Hass ist grundlos und unteilbar. Ablehnung zu Hass umzudeuten, scheint mir eine *self-fulfilling prophecy* zu sein. Sprachregelungen, die Ablehnung und Hass über einen Kamm scheren, in einen Topf werfen, nicht unterscheiden, machen den Hass erst recht gefährlich. Sie beenden das Gespräch über Vorbehalte, die jeder besitzt, noch ehe es begonnen hat.

Der Begriff *Flüchtling* besitzt einen anerkannten juristischen Wert und eine beispielsweise deutsche Vergangenheit, die nicht ausgeblendet werden darf, soll Flüchtlingen durch die Verwendung dieses Begriffs ein Schutz gewährt werden. Schon der Be-

griff *Fremder* bietet wesentlich geringeren Schutz, von Begriffen wie *Ein-* oder *Auswanderer* ganz zu schweigen. Wer von *Migranten* oder vom *Migrationshintergrund* redet, der scheint mir eine Metapher aus dem Tierreich zu verwenden, als gehe es um Wanderameisen oder Tierarten, die anderswo Flora und Fauna verwüsten. Die Arglosigkeit von Sprachverbesserern, die solche Begriffe verwenden, macht sprachlos. Den selbstlos Vorbehaltslosen erleichtern sie zweifellos, sich ohne Rücksicht auf den Gegenstand ihrer Fürsorglichkeit aneinanderzुकuscheln. Aber der Begriff *Flüchtling* und der Begriff *Fremder* sind nicht zu ersetzen. Sie bedeuten etwas, das in der Wirklichkeit vorkommt und nicht aus ihr verschwindet, wenn diese Begriffe gemieden werden.

Ein wenig kommt es mir so vor, als gehe es beim Gespräch der Vorbehaltslosen genau darum — die *Flüchtlinge* und *Fremden* aus der Wirklichkeit verschwinden zu lassen, als hätte es sie nie gegeben; als gehe es um weit mehr als um Sprachregelungen, die das Zuhören erschweren, weil jede Aussage erst auf ihre Begrifflichkeit überprüft und dann zum Verständnis freigegeben wird — aber ich möchte diesen Gedanken nicht weiterdenken, der unbedingt in ein Bild des Terrors führen muss.

Anders zu sprechen ist für mich kein hilfreicher Beitrag zur Integration des Fremden, des Ankömmlings, des Wanderers, der an die Tür klopft und hofft, ohne weitere Umstände beherbergt zu werden. Mehr Glück hat, wem doch geöffnet wird; wenn Türen offen stehen, kann sich dahinter ein Abgrund verbergen.



Gabriele Petricek

## Das große -los

Es war zu erwarten. Oder zu befürchten.

Nun ist es eingetreten: am 11. Dezember 2015 wurde von einer Jury der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden das Wort „Flüchtlinge“ zu Deutschlands „Wort des Jahres 2015“ gekürt. Nicht „Flüchtling“ allein, die Mehrzahl davon. Auch nicht „Flüchtlingsstrom“ oder „Flüchtlingsströme“. Die zur Überschwemmung führen könnten. Einen überfluten. Europa.

Über tausend Wörter lang ist die Vorschlagsliste jedes Jahr seit 1971, seitdem in Deutschland das „Wort des Jahres“ gewählt wird. Zehn davon gereiht („gerankt“) und veröffentlicht. „Wir schaffen das!“, die geflügelte Mut- und Kampfpapare der deutschen Kanzlerin schaffte, gerade noch nennenswert, den zehnten Rang. Hinter „Je suis Charlie“, „Grexit“, „Selektorenliste“, „Mogel-Motor“, „durchwinken“, „Selfie-Stab“, „Schummel-WM“, „Flexitarier“.

Was, wenn innerhalb des Jahres 2015 die Weltereignisse eine andere Chronologie gehabt hätten? Oder der Ascheregen des Ätna Anfang Dezember von unberechenbaren Nordwinden vertragen sich zentimeterdick auf deutsche Städte gesenkt hätte und auf österreichische? (siehe: 1986 „Tschernobyl“) Der alte Zeitgeist denkt kurzfristig.

So fragwürdig die Wahl eines Jahres-Schlagworts scheinen mag, die (s.u. unvollständige) Liste der Stich- und Kennwörter der Jahre bezeichnet in ihrer Gesamtschau die politische und soziologische Großwetterlage der letzten Zeiten relativ präzise. Weltweit wie lokal:

Aufmüpfig (1971) | Szene (1977) | Konspirative Wohnung (1978) | Holocaust (1979) | Rasterfahndung (1980) | Nulllösung (1981) | Ellenbogengesellschaft (1982) | Heißer Herbst (1983) | Umweltauto (1984) | Glykol (1985) | Tschernobyl (1986) | AIDS, Kondom

(1987) | Gesundheitsreform (1988) | Reisefreiheit (1989) | Die neuen Bundesländer (1990) | Besserwessi (1991) | Politikverdrossenheit (1992) | Sozialabbau (1993) | Superwahljahr (1994) | Multimedia (1995) | Sparpaket (1996) | Reformstau (1997) | Rot-Grün (1998) | Millennium (1999) | Schwarzgeldaffäre (2000) | Der 11. September (2001) | Teuro (2002) | Das alte Europa (2003) | Hartz IV (2004) | Bundeskanzlerin (2005) | Fanmeile (2006) | Klimakatastrophe (2007) | Finanzkrise (2008) | Abwrackprämie (2009) | Wutbürger (2010) | Stresstest (2011) | Rettungsroutine (2012) | GroKo (2013) | Lichtgrenze (2014) | Flüchtlinge (2015)

Um wie viel sympathischer und offener wäre gewesen, hätte 2015 „Wir schaffen das!“ das deutsche Wort-Rennen gewonnen. Vielleicht aber ist Deutschland nur ehrlicher als Österreich, wo bereits am 3. Dezember 2015 bei einer Abstimmung von 33.973 Personen das Wort „Willkommenskultur“ die Jahreswahl gewann. Rudolf Muhr, Leiter der Fachjury der Forschungsstelle Österreichisches Deutsch der Universität Graz, bezeichnete den der Wirtschaftssprache entlehnten Begriff als einen, der „im Zusammenhang mit der Flüchtlingsbewegung eine völlig neue Bedeutung [bekam] in der die gesamte Diskussion über den Umgang mit Flüchtlingen kulminiert.“ Das Wortbildungselement „-kultur“ wirkt positiv per se. Die Bedeutung des Gesamtbegriffs ist allerdings nicht neu, ob Wirtschaft, ob Flüchtling: pfleglich zunächst.

„Flüchtlinge“. Hingegen.

In der Mehrzahl sind das viele. Berichterstattung und Diskurs bedienen sich gern der Metaphern von Naturkatastrophen. Als wären Flüchtlinge wie Lavaströme. Manche ringen um neutrale Begriffe. Flüchtling. Diese Bezeichnung macht machtlos. Und schon ist man alles los. Man ist

heimatlos,  
arbeitslos,  
familienlos,  
wohnungslos,  
wort- wie sprachlos,  
geld- wie wertlos,

– also machtlos, am Leben aber.

Nur ausweglos war man nicht. Keinen Ausweg als den zu flüchten. Konnte flüchten. Immerhin. Hatte eine andere Möglichkeit.

Alternative zu Krieg, Willkür, Gewalt und täglicher Ungewissheit. Überleben. Oder Ertrinken. Irgendwo dazwischen. Alternativlos. Das Mittelmeer. Das Aufbrechen ins Ungewisse auf einem Schlauchboot und immer zu viele drin. Wovon Europa sich fürchtet.

Wählt man das? Hatte man wirklich eine Wahl? Alternative/n? Wovon es nur zwei gibt: entweder oder. Flucht: notwendig gewordene Entscheidung durch Perspektivenlosigkeit und/oder Todesangst. Plötzlich Flüchtling, Kriege schaffen viele.

Ja: „Wir schaffen das!“ wäre als das bundesdeutsche Wort des Jahres 2015 richtungweisend gewesen. Als Signal, als Aufbruch. Als landesweit optimistisch stimmende Utopie zumindest. Das 2015er-Wort „Flüchtlinge“ aber trifft den Nerv der Zeit tatsächlich besser. Gewollt nur bis zu einem gewissen geringen Grad. Ein Ton der Resignation.

„Flüchtlinge“ also bloß. Sie sind, was und wie sie sind, anders, und wir haben sie jetzt hier. Die Begründung der Jury der Gesellschaft für deutsche Sprache untermauert ihre Inferiorität: „Gebildet aus dem Verb flüchten und dem Ableitungssuffix -ling, klingt Flüchtlinge für sprachensible Ohren tendenziell abschätzig. Analoge Bildungen wie Eindringling, Emporkömmling oder Schreiberling sind negativ konnotiert, andere wie Prüfling, Lehrling, Findling, Sträfling oder Schützling haben eine deutlich passive Komponente. Neuerdings ist daher öfters alternativ von Geflüchteten die Rede. Ob sich dieser Ausdruck im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzen wird bleibt abzuwarten.“

Der verwendete Begriff „Flüchtling“ für Menschen, die ihren angestammten Lebenssituationen entfliehen mussten oder vertrieben wurden, wird durch Spielarten von *political correctness* tatsächlich abgewertet. Konnte das Wort „Flüchtling“ oder „Flüchtlinge“ jemals einen Schutzmechanismus auslösen, ein Schutzgebedürfnis bei Menschen, die in der Lage waren oder sind, dieses zu gewähren? Doch. Der Schützling jedenfalls ist jemand Gehegter. Oder etwas Gehegtes. Einem ans Herz Gelegte/r/s. Jemand dem man sich zugeneigt fühlt. Verbunden. Interessiert.

Interessiert es eine/n wodurch auch immer Vertriebene/n ernsthaft ob er/sie im deutschen Sprachgebrauch als „Flüchtling“ oder als „Geflüchtete/r“ hingestellt wird? Und welchen Unterschied macht es als den, dass „Geflüchtete/r“ etwas weniger passiv klingt? Hohn angesichts der Tatsache welche sich bald herausstellt: dass die Flucht bis auf weiteres eine der letzten größeren Aktivitäten war, gefolgt von tatenlosem und nahezu aussichts-

losem Warten auf Arbeitsmöglichkeit. Die „Geflüchteten“ sind mindestens ebenso Gefürchtete wie Flüchtlinge.

Denn unser europäischer Kontinent hat die Maßstäbe verloren für das Mindeste und für das Zumutbare. Längst, Jahre voraus hätte man wissen können, ahnen zumindest sollen: die bekannten Krisenherde werden Flüchtlinge in großer Zahl produzieren. In dieser Hinsicht hat die Europäische Union versagt und keine oder zu wenig Vorkehrung dafür getroffen. Im Maß ihrer Solidarität wird sie überleben oder nicht. Und an der Frage inwieweit aus diesen Gefürchteten europazulande vorwiegend stillgelegte Aktenbehandelte werden, die letztlich in ihre eigene innere Emigration gehen und dort was ausbrüten, wie wir gern mutmaßend befürchten und maßstablos nach Sicherheit und Überwachung schreien.

Wer Flüchtlinge ablehnt, dem wird auch das Wort als Bezeichnung *incorrect*. Es macht diesen neuerdings verharmlosend „Asylkritiker“ Genannten schlechtes Gewissen, das sie sich kleinreden wollen. Schlechtredden. Die Schutzsuchenden. Die Schutzbefohlenen. Nicht sein Ableitungssuffix macht „Flüchtlinge“ schutzlos. Es ist Mangel an Zivilcourage und Haltung.

Das Mindeste und das Zumutbare. Wir haben Schutt und Asche längst vergessen. Können uns das Zerbombte nicht mehr vorstellen, obzwar täglich verheerende Kriegszerstörungen über unsere Bildschirme zappen. Wir haben auch unsere bis über die 50er- und 60er- in die 70er-Jahre hinein grauen Städte schon nahezu restlos vergessen. Karel Schwarzenberg, der Tschechischen Republik Vaclav Havels besonnener Außenminister, setzt Europas verrückte Maßstäbe in einem Interview in *Der Standard* vom 20. Dezember 2015 zurecht. Er fragt wie viele Europäer es in der EU gibt: 507 Millionen. Und resümiert: „2015 dürften 1,6 Millionen Flüchtlinge gekommen sein, weniger als in der Nachkriegszeit nach 1945“.

Ob „Flüchtling“ oder „Flüchtlinge“. Es gibt keinen brauchbaren Ersatz. Jedes Wort vermittelt Sichtweise. Kein wahres wertneutrales Wort für die ihrem Zuhause Entrissenen, ungewollte Situation eines Menschen, seine mehr oder weniger vorübergehende Entwurzelung. Kein Wort, das ihn nicht diminuieren würde. Der Flüchtling hat kein Refugium. Verfügt vorderhand über keinen eigenen Ort der Erholung. Nur Zuflucht. Keine Todesangst mehr zumindest. *Refugee* im Englischen. Ähnlich gedeihlich der Begriff Schützling, passiver freilich. Schützling zu sein bedeutet, unter einer Achtsamkeit zu sein, die Leben beschützt.

Im Deutschen jedoch bleibt alles pejorativ. Asyl, an und für sich ein tröstliches Wort. Asylant aber? „Der Begriff ‘Asylant’ ist ganz klar verbrannt“, sagt der Berliner Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch in einem Interview in der *Süddeutschen Zeitung* vom 3. September 2015 und stellt weiter fest „in der Debatte um Flüchtlinge gibt es keine neutralen Begriffe“. Ist „Flüchtling“ alternativlos?

Bleibt das Wort „alternativlos“. 2010 zum „Unwort des Jahres“ gewählt. Unsäglich das klein geschriebene Wort „alternativlos“: instrumentalisierend wenn es um rigorose Durchsetzung von als geeignet erklärten Zielen geht: Kriegseinsätze, Bankengesetze oder ähnliche aufschublose Agenden der Welt-Tagesordnung. Von Angela Merkel gern benutzt. Doch heuer gebrauchte sie den Sager „Wir schaffen das!“. Ob der vielen zunächst durch Österreich durchgewunkenen Flüchtlinge? (durchwinken: 5. Rang, „Wort des Jahres“ 2015). Merkel sollte beim Wort genommen werden. Unser Wohlstand muss alle Flüchtlinge aufnehmen und würdig behandeln, gleichviel ob sie bleiben oder wieder gehen wollen. Alternativlos.

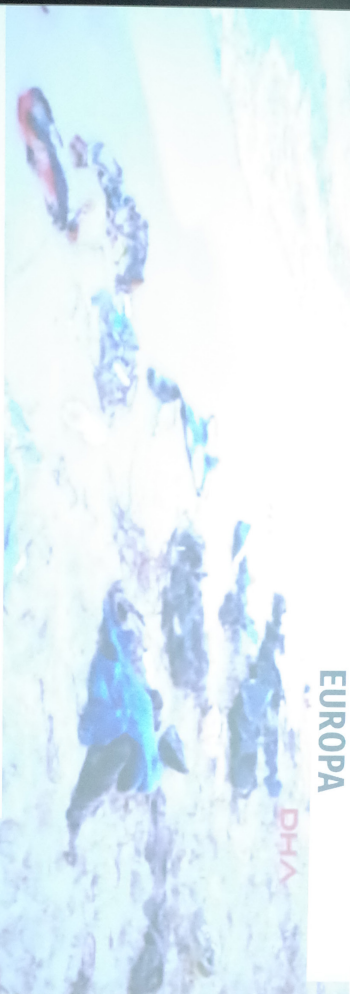
# NEWS

## INFOSCREEN

### EUROPA

DPA

Mindestens 70 Menschen ertranken in den letzten Wochen am Weg nach Griechenland.



www.dg-ships.com  
Tel: +43 1 288 80

ENJOY VIENNA BY SHIP:  
SIGHTSEEING CRUISES

DSG  
Donauschiffahrt

THEATERSCHIFFFRÄNKTEN  
» incl. Schiffahrt  
» incl. Buffet  
» incl. Livemusik

SCHWENGERPLATZ  
VORGARTENSTRASSE  
DOVAUAMANA

An advertisement for DSG sightseeing cruises on the Danube in Vienna. It features a red background with white text and a cartoon character in a blue and white outfit. The text includes the website, phone number, and details about the cruises.

Daniel Terkl

## Danke, dieses Gefühl ist die Liebe, die mich weiter trägt und strahlen lässt ...

Auch der Unfall gehört zu den die Welt bestimmenden Tatsachen. Gleich zwei Unfälle konnte ich am 3. November 2015 beobachten und da sich der kleinere, eigentlich nur ein seltsames Missgeschick, an diesem Tag zyklisch wiederholte, konnte ich ihn als Foto festhalten. Das Bild ist in der U-Bahnstation Schwedenplatz, am U4-Bahnsteig Richtung Heiligenstadt um 14.00 Uhr entstanden. Zu sehen gibt es ein Still aus den Nachrichten von Infoscreen, dem Informations-, Werbungs- und Unterhaltungsprodukt der Gewista Werbegesellschaft mbH und eine dort unmittelbar benachbart installierte Werbetafel der früheren Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, jetzt DDSG Blue Danube Schifffahrt GmbH, die „Themenschiffahrten inkl. Schifffahrt, inkl. Buffet, inkl. Livemusik“ bewirbt. „Enjoy Vienna by ship“ ist die zugeschriebene Parole. Dieser kleine Unfall, dass sich dieses Schild an diesem Tag immer wieder für kurze Momente direkt neben der zeitweiligen Projektion eines Bildes von an einen Strand gespülten Kleidungsstücken befindet, von denen vermutet werden muss, dass sie von im Meer Verstorbenen stammen, man möchte vielleicht meinen, er sei ein bedeutungsloser. Der schwerwiegende Unfall, ein schon lange andauernder, ausgelöst durch Krieg inkl. Armut, Mord, Versklavung und Vergewaltigung, Vertreibung, ist unter der Überschrift „Europa“ benannt: „Mindestens 70 Menschen ertranken in den letzten Wochen auf ihrem Weg nach Griechenland.“

Das Bild könnte durchaus als drastisch empfunden werden, es könnte eine Diskussion darüber entfachen, welche Bilder denn gezeigt werden sollen.

Nun mag es viele Möglichkeiten geben, den Ursachen von Unfällen nachzugehen, um ihre Wiederholung verhindern zu können. Aber ist das der erste Impuls, dem ich folgen will, noch bevor

eine Rettungskette zusammengegliedert ist? Und wenn ich mit einem Phänomen von solchen Ausmaßen, dass es sich nur noch über Medien erfassen lässt, konfrontiert bin, will ich nicht zuerst versuchen, meinen Blick darauf bewusst herzustellen? Dann nehme ich in dem Bild vom Schwedenplatz erst einmal die unglückliche Verquickung von Nachricht und Werbung zur Kenntnis, eine Unachtsamkeit, in der man, denkt man es als Strukturkraft, „das Böse“ erkennen könnte. Teufels Name, *diábolos*, bedeutet nicht zufällig „Durcheinanderwerfer“. In der Verwirrung steckt „das Böse“, sie verlangt nach bedingungsloser Klarheit, deren Grenzen unter schlechten Umständen panisch und körperlich, schließlich dogmatisch erkämpft, erhalten werden sollen. Eine Suche von „Ordnung“ in der vermeintlichen „Unordnung“. Auch die Unklarheit in der Haltung der Europäischen Union – kann man, die Außenpolitik betreffend, überhaupt von einer Union sprechen? – führt vielfach zur Einforderung von Grenzen, zu einer Härte, die sich als Sprachpanzer gegen einen heimlichen Willen zu einer heilen Welt und die eigene Hilfslosigkeit manifestiert. „Gottseidank“ nicht bei allen, Politiker-inne-n, Freund-inn-en, Verwandten, Nachbarinne-n, Gegner-inne-n.

Mir ist noch keiner begegnet, der einem hilfessuchenden Menschen mit reiner Feindschaft entgegentreten würde. Aber viele höre ich von ungenügenden Fluchtgründen reden und andere davon, dass es mit den Asylanten, später eventuell EU-Bürgern und ihren Nachkommen zu gesellschaftlichen Spannungen kommen werde müssen, dass wieder Terroristen heranwüchsen.

Verwirrung ist aber nicht nur das, sie ist keinesfalls mit dem Bösen identifizierbar, genausowenig wie „Ordnung“ oder „Klarheit“ per se gut sind. Die alte Personifizierung des Bösen gibt einen Hinweis darauf, dass es wohl auch darauf ankommt, ob es gemacht ist und in welcher Intention. In der Verwirrung steckt auch die Vielfalt, die Buntheit, das Labyrinthische; alle Spannung dieser Welt, die die Menschen erforschen (ein-ordnen), auch erleben, wollen. Weil es bei dem Ausgangskonflikt im Nahen Osten (behaupteterweise) um die Umsetzung einer Lebensweise nach einem heiligen Buch geht, denke ich den Ordnungsbegriff weiter: Eine „göttliche Ordnung“ müsste absolut sein, aber absolut unherstellbar durch den Menschen. Eine göttliche Ordnung müsste einer Ordnungsvorstellung des Menschen keinesfalls entsprechen, im Gegenteil, in der Übersteigerung des Menschmöglichen unvorstellbar sein, sich in undenkbarem Komplexitätsgrad vollziehen. Was wäre das für ein Gott, den der Mensch durch und durch



verstünde? Im Menschenleben kann Ordnung nur das halbe Leben sein, wie eine Binsenweisheit verrät, richtig, wie ich meine – was ist der Rest?

Schon vor Monaten habe ich eine schon Monate zuvor geplante und gedrehte Filmdokumentation über die Verschleppung von Frauen in das Herrschaftsgebiet der selbsternannten „Gotteskrieger“ gesehen, wo sie von jenen versklavt, vergewaltigt, misshandelt werden. Ich wollte noch weiter weg von diesem Ort.

Was der Rest ist? Auszuhalten! Ein Flüchtlingsstrom fließt vom Meer her auf die reichen und ein bisschen weniger reichen oder (mittlerweile wieder) halbwegs armen europäischen Länder zu. In Überschwemmungsmetaphern denkt sich das im Schleusendichtmachen fort. Zu beachten wäre, dass Hochwasserschutz nicht durch das Schließen von Schleusen erreicht wird, sondern durch die strategische Anlage, Einhaltung und gelegentliche Öffnung von Überschwemmungsgebieten, Reservebecken in der Landschaft. Noch bedenkenbar, dass Überschwemmungsgebiete mitunter zu den fruchtbarsten gehören. Dagegen spielt sich das Sprechen mit einem Schwerpunkt auf der Problemebene ab, die die europäischen Staaten und Gesellschaften mit den Asylsuchenden haben, mit den organisatorischen, gesellschaftsdynamischen und finanziellen Erfordernissen. Dazu kommt, dass, noch bevor eine Taktik zum Umgang mit der akuten Situation der (im Winter, in der Kälte) Ankommenden gefunden ist, schon über die Strategien einer Abschiebung und Grenzschließung gesprochen wird. Als ob Europa sich jemals dafür rühmen würde können oder seine innere Struktur festigen könnte, ließe es Hilfesuchende vor seinen Toren erfrieren, verdursten, verhungern. Soweit ist es glücklicherweise noch nicht gekommen. Das massenhafte Ersaufen am Fluchtweg ist grausam genug. Ich frage mich, wie es sich anfühlen würde, würde das Wiener AKH bei einer Massenkarambolage an der Südeinfahrt Wiens, anstatt alle Kräfte zu mobilisieren um erste und weitere Hilfe zu leisten, zuerst einmal darüber beraten, welche Türen nun zu schließen wären und wie man die Verletzten abwimmeln könnte. Ist denn dann das AKH in Not oder sind es die Unfallopfer?

Bei der Recherche für das Schreiben dieses Texts lese ich einen Essay, der das Kopfabschneiden der Mächtigerengöttlicheordnungshersteller beschreibt; mit einem Messer; als guter Brot-schneider und Kampfkunsterfahrener rätsle ich naiv: Mit einem Messer?

Der kleine, bedeutungslos scheinende Meta-Unfall, von dem ich in der U-Bahnstation ein Bild gemacht habe, ist tatsächlich nicht bedeutungslos, es ist ganz anders: Er ist folgenlos, im Gegensatz zum Krieg in Syrien, im Irak, in Israel/Palästina, im Jemen, in der Türkei, ... Der Teufel steckt im Detail, aber er ist in göttlicher Gesellschaft, denke ich ein Gottsystem, dann ist der immer innerhalb. Im Detail steckt auch der liebe Gott. Mit einer Textnachricht gratuliere ich einem alten Freund, frisch zweifacher Vater, zum Geburtstag, wünsche ihm „alles Gute für sein neues Lebensjahr und ein super Gefühl“. Die Antwort fällt erhellend aus: „Danke, dieses Gefühl ist die Liebe, die mich weiter trägt und strahlen lässt ...“ Dieses Detail, die angesprochene Liebe, gibt mir zu denken. Sie ist mir lieber als Gott, den ich wieder aus dem Bild nehmen möchte. Ich glaube ihn doch nicht. Und ich bin dagegen, dass in seinem Namen. Religionen haben unterschiedliche Formen und Hierarchien, die Liebe ist überall gleich. Sie ist die bessere Alternative zur Religion, sie ist von Haus aus säkular. Flüchtlingshilfe, Asylgewähr, Unterkünfte, Schutz, Zuwendung; Schlafsäcke, Jacken wie Hosen, Deos, Windeln, Willkommensapplaus bei der Ankunft auf einem mitteleuropäischen Bahnhof: Liebe. Es sind die Details, aus denen eine andere Geschichte wird als jene, die Terroristen im Namen eines Glaubens, der sich in Opposition zum „Westen“ befindet, heranwachsen lässt. Es ist ein möglicher Ausgangspunkt für eine neue Geschichte, eines transkonfessionellen Zusammenhalts, es ist eine historische Chance dafür.

Wegen des Messers habe die Suchmaschine angeworfen, um mich von der Richtigkeit der Beschreibung in dem angesprochenen Essay zu überzeugen. Ich wollte nicht glauben, sondern wissen.

Ins Bild kommt das Grau. Ich wollte schreiben: Ich glaube, man kann einen Krieg nicht gewinnen. Es mag Gewinner in einem Krieg geben, aber in einer „Gesamtbilanz“ verlieren alle. Niemand kann einen Krieg gewinnen, aber vielleicht kann man den Krieg besiegen: Wenn wir doch alle Liebende wären, stets bereit, und voll innerer Reservebecken, fröhlich im Ausflugsboot (denn es hilft den Ertrinkenden in anderen Gewässern nicht, wenn wir an Land trauern), immer wieder erschauerten über die erschauernde Welt, bis wir das Segel strichen, denn Segel gibt es keins, bis wir das Steuern ließen, denn Steuer gibt es keins, und dann habe ich mir die Videos an- und das wirklich Böse ge-sehen. Und bei aller Drastik, die jene des Bildes auf dem „Infoscreen“ maßlos übersteigt: Nun weiß ich noch viel genauer, wovor die Menschen flüchten. Ernsthaft denke ich kurz daran, ob diese Bilder nicht aus diesem Grund

gebroadcastet werden sollten. Und dann denke ich wieder: nein. So sehr kotzen wollte ich schon lang nicht mehr und was hilft's den Opfern? Aber im echten Leben: Kinder schauen das Köpfen aus der Nähe. Ich werde doch wohl einen Anblick ertragen, oder nehme ich davor schon Reißaus? Und wohin?

Den Krieg besiegen, so es denn möglich, wäre Verweigerung, hieße, ihm seine Mittel entziehen, der Gewalt widerstehen. Dem Krieg die Mittel entziehen, heißt, ihm sich selbst zu entziehen.

*Sometime they'll give a war and nobody will come<sup>1</sup>*

Ist es nicht gerade das, was die Flüchtenden tun? Und was ist Liebe? Ist sie nicht mehr als ein Gefühl, ist sie nicht mitunter eine fordernde Tätigkeit, manchmal gerade gegen die Affekte, ist sie nicht eine Nachhaltigkeit, eine Contenance, ein Vorsatz, eine Klarheit – und die Macht, die das Aushalten ermöglicht?

Und wir, sollten wir nicht etwas aushalten?

<sup>1</sup> Der zitierte Vers ist aus dem Poem von Carl Sandburg: „The People, Yes“ (1936). Die Übersetzung von Helmut Heinrich wurde zum geflügelten Wort und fälschlicherweise schon Brecht zugeschrieben: *Stell dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin.*

Alain Jadot

## Gedichte

### **hardwar** *softwar*

Bomben

Boot

Baracke

Bürokratie

---

**interface**

[www.heim.at](http://www.heim.at)

[www.dividen.de](http://www.dividen.de)

*error 404*

---

### *Lesbos: Überlebensmittelmeerinsel*

*Flüchtlinge waren erwartet,*

*Menschen sind gekommen:*

*Abwanderer*

*Humanisyrier*

*Abssadisten*

*Afghermanier*

**hardwar** *softwar*

bombes  
bateau  
baraque  
bureaucratie

---

**Vom Nahost zum Fernweh**

**WENDE**

|       |        |       |
|-------|--------|-------|
| Sand  | Wasser | Land  |
| Winde | Wände  | Wunde |

---

**hardwar** *softwar*

bomb  
boat  
barrack  
bureaucracy

---

**Deutschland**  
ist Neuland  
ist Täuschland  
ist fast  
humanistisch  
geworden.  
Fast.  
Täuschland

Barbara Zeizinger

## Liebe allein genügt nicht

Auf dem staubigen Acker in der Bekaa-Ebene im Libanon ist es heiß, die Julisonne verlängert die Schatten. Seit dem frühen Morgen sammelt Nesrin Zwiebeln auf, wirft sie in Säcke, die er, wenn sie voll sind, kaum schleppen kann. Nesrin hat Durst. Er teilt sich das Wasser gut ein. Im Lager gibt es für Flüchtlinge immer weniger zu essen und zu trinken. Papa darf nicht arbeiten, deshalb muss Nesrin Geld verdienen und kann nicht in die Schule gehen. In letzter Zeit spricht Papa oft davon, den Libanon zu verlassen, aus Liebe zur Familie, weil sie alle im Lager keine Zukunft hätten. „Jihan“, hat Mama gesagt, mitten im Satz gestockt und schwer geatmet, „Liebe allein genügt nicht zum Überleben. Zada ist zu klein für die Flucht, du und Nesrin, ihr könnt es schaffen.“ Mama hat Angst, vor der Gefahr auf dem Meer, vor dem weiten Weg und am meisten vor den Männern, die ihnen den Weg zeigen sollen. Vor alldem hat auch Nesrin Angst und er will sich nicht von Mama und dem Baby trennen. Nesrin nimmt eine Zwiebel in die Hand. Er stellt sich vor, wie irgendwann eine Frau die Schalen entfernt, damit sie die Zwiebel für ein Gericht in kleine Stücke schneiden kann. Er versucht sich auszumalen, wo er zu diesem Zeitpunkt sein wird. Sicher am Ende der Welt.

\*\*\*

In Istanbul in der Nähe des Aksaray-Platzes hat das Licht eine bleierne Färbung, es weht ein sanfter Wind. Jihan kauft zwei Rettungswesten, eine für sich, eine für Nesrin, er hat die Wahl, es gibt viele Westen, sie werden gebraucht. „Nimm eine rote“, sagt Jihan, „die sieht man am besten“, (falls das Boot kentert), das sagt er nicht, auch nichts anderes Schreckliches, nur: „nimm eine rote.“ Nesrin weint,

sieht winzige Westen, warum sind Mama und das Baby nicht hier? Er fühlt sich fremd, vermisst Mutter und Schwester, nicht weinen, er ist doch schon neun. Papa zählt sein Geld, „sie kommen später“, sagt er in der Nacht auf dem Meer, „vielleicht legal mit dem Flugzeug.“ Später, denkt Nesrin, sind sie vielleicht schon tot. Er klammert sich an den Bootsrand, Rauschen und Rufen überall, Menschen in Rettungswesten, orangefarben, rosa und rot, die sieht man am besten, doch die Dunkelheit verschluckt die Farben, verschluckt Nesrin, nur dessen Angst verschwindet nicht. Wenn Wasser ins Boot schwappet, schreit er auf, dann vergisst er sogar Mama und das Baby. „Am Ufer sind wir *gerettet*“, Papa streicht ihm über den Kopf, „die Menschen in den fremden Ländern werden uns willkommen heißen, sie wissen vom Krieg.“ Die See ist ruhig. Auf dem Wasser schwimmt ein vergessener Mond. Dann kommen Wolken und der Mond ertrinkt.

\*\*\*

Holla, da ist sie, die Invasion der Immigranten, lateinisch *invadere*, meint eindringen, überfallen, meint, laut Wikipedia, Soldaten in einem fremden Land: Konsequenzen, absehbar negativ. Dies sind nur Halbsätze, jetzt aber stehen Jihan und Nesrin vor uns, ihr Leben in zwei Rucksäcke gepackt. Sie suchen Schutz (Ursache siehe oben) in einem Land, das sich gut auskennt mit, laut Duden, feindlichem Einfall, mit Invasionen, lateinisch *invadere*. Nicht jeder Philologe, nicht jeder Politiker scheint philologisch, scheint etymologisch gebildet zu sein, vielleicht aber doch und er wählt seine Worte bewusst, dann fliegen sie wie Samen im Wind, obwohl schon Kinder wissen, wer Schutz sucht, wer vertrieben, wer geflüchtet ist, kommt ohne Waffen, ohne Panzer, lässt sein Land, sein Haus, (manchmal Frau und Babytochter), lässt alles zurück, flieht nicht freiwillig vor Tod und Teufel, unsere *Achtsamkeit* braucht er, damit er nicht ertrinkt, damit der lange Marsch gelingt. Jihan und Nesrin, sollen ankommen, angstfrei, endlich.

\*\*\*

Ich bin, ich bin nicht. „Sprache ist In-te-gra-tion“, die Lehrerin spricht laut. Die Dolmetscherin übersetzt und erklärt das Wort, ja, Integration ist gut, die will auch Nesrin. Sonnenlicht bricht sich in Fensterscheiben, Stifte und Blätter liegen bereit. Nesrin wartet auf wichtige Worte: Hallo, Hilfe, Herzlichkeit. „Das ist ein Haus, das ist ein H, ein A, ein U, ein S.“ Nesrin würde gern von seinem Zuhause



erzählen, wie es vor der Bombe aussah, von dem Granatapfelbaum im Garten, *ich war glücklich*, denkt er, wie lange ist das her, wie bitter heißt Heimweh? Nesrin schwebt im Nirgendwo, fühlt sich losgelöst von der Zeit, von dem Ort, von Himmel und Erde. Für seine Flucht hat er nur Träume, keine Worte, will keine haben. Er braucht neue Worte, die muss er lernen, für sich, für Mama und Zada, damit er ihnen helfen kann, wenn sie endlich kommen. Die Lehrerin heißt Maria, das steht an der Tafel und zusammen sprechen sie den Namen nach. „Das ist unser Nesrin“, sagt die Lehrerin, sie lächelt ihn an. Plötzlich ist der Raum mit Hoffnung ausgeschlagen, das ist wie starker süßer Tee. Bald, denkt Nesrin, werde ich nicht mehr schweigen müssen, werde ich sagen können *ich werde sein*.

Kerstin Putz

## heute keine powerpoint

1

tamara sieht durch das zugfenster eine landschaft, die sie erst seit heute kennt. es gibt neue bäume und eine unbekannte art, häuser zu bauen. es gibt schäfer. in den baumreihen, den büschen, in einer natur, die aus linien besteht und rechteckigen flächen dazwischen, stehen menschen in uniformen. sie tragen helme, schilder, waffen, breite gürtel. ihre schuhe sind schwer. manche telefonieren, manche sehen in die richtung des vorbeifahrenden zugs. unter ihrer uniform, denkt tamara, muss es heiß sein, in dieser sommerhitze: so aber stehen sie da, streifen hin und her, zeigen eine präsenz, sind staatsgewalt vielleicht, oder demonstrieren eine. begreifen will ich, wie, denkt tamara und fährt an den linien vorbei, die durch die landschaft gehen wie genau ausgegebene befehle.

2

es sei eine besondere form der erniedrigung: sie habe einen langen atem, arbeite mit unendlicher geduld. sie verhindere, dass sich menschen gehör verschaffen, sich organisieren, das sprechen üben könnten: und dann, und damit, und dadurch: das tun.

es sei ein hindern, ein verfügbar-halten, ein verunmöglichen. am anderen ende dieser skala stünden die permanenten durchsetzungen. die seien dort angesiedelt: mit ihnen & durch sie handelten jene, die die entscheidungen tragen, die etwas in die welt bringen. es heiße nicht mehr aushandeln, es heiße durchsetzen. der gewaltaufwand werde dabei möglichst klein gehalten, immer kleiner. man stehe damit in einer tradition, auf die man sich berufen, auf die man immer wieder zurückkommen könne. man nenne es strategie. man nenne es lauter lügen: es gedeihe in behauptungssätzen, in statements, in wütenden selbstverteidigungen. darunter aber liege eine himmel-

weit schiefe welt, und eine ermüdung an ihr. eine erschöpfung aller derer, die gegen sie ansprechen. gegen sie handeln.

3

mesut lässt den bleistift ins notizheft fallen, klatscht in die hände, die frau auf dem podium sieht zufrieden aus. manche im publikum, mesut sieht es, legen sich schon ihre fragen zurecht, ihre kommentare. jemand hebt den arm, beginnt zu reden, fragt nach dem pathos, dem charismatisch-sprechen, will wissen, ob wir es brauchen und ob es uns hilft. das gespräch geht tief ins politische hinein, in eine theorie davon. das meiste, das gesagt wird, denkt tamara, setzt ein wissen voraus, das ich nicht habe: meine frage, die will ich vertagen.

Lena Mareen Bruns

## Gedichte

in die knochen ziehen neue lieder  
aufstützend rapportieren sie demontagen  
in die knochen der menschen ziehen durchfahrende züge  
vom fallenlassen alter rasseln handeln die neuen lieder  
in den knochen, die immer falsch herum liegen  
aufklauben von Gliedern&Maßen, und so gefühlloser schabernack  
und anderswo die neuen knochen  
verzerrt von geschwindigkeit nach der ankunft  
ihre wilderei am deutschen komfort  
so dürfen keine Knochen durch unsere Straßen  
so schreckch, so verknöcht –  
wir blitzen ihre zufälligen liegen  
in den wartehallen von zweitausendfünfzehn diskutieren wir –  
schreckch, verknöcht knochen

## haltungsschäden

EINS: einem flüchtigen

wir sahen einander nicht,  
dein bus fuhr  
und meiner hielt

mein blick suchte  
nicht deinen, wagte nicht  
zuviel obszöne neugier, dir zu begegnen  
auch trauer kann obszön sein  
und seine wanderbewegung, von mir ehrlich notiert  
zu der schweren tasche  
die dich liefert  
die mich prüft

so nur eine begegnung von hunderten  
in deinem tag wollte ich wollte  
ich wollte  
mindestens adé sagen  
um vom wollen zu sprechen  
und ich schrieb WILL  
in die verregnete sicht  
keine sekunde blieb fürs KOMMEN  
weshalb ich nun in journale schreibe  
doch was nützt das dir

vielleicht fiele es leichter, mir scham aufzuerlegen  
für dich, als reflexionen wie diese  
was worte  
nutzen  
oder ich

## ZWEI: ablegen

dass du hier ankommst macht mich ablegen, diese grenzen in mir  
von mir streifen von rück besinnung sicht bar taumeln kurz nur;  
zurück ehe versehen, zurück auf die galeere, nicht als klüverbaum  
als unbelebter schau-in-den-wind nein, mit füßen auf den eigenen  
planken zimmern, zeug wo gibt, zeug wo fehlt, von grundbedarf  
behändiges zerreden, täglich in den medien – wenn es so weiter geht,  
ist bald flottenflucht angebracht oder richtiger flottmeidung, denn  
was ist ein mensch (noch wert?) vor dieser frage teilen sich bald wie-  
der die wellen, vor ausgeschalteter camera zeigen sich agitatoren, nur  
noch einzelne & einzelne singen theme of solidarity, dass du hier  
ankommst macht mich ablegen diese grenzen in mir von mir über-  
treten, dir bleibt zu danken du hast mir meine spucke heimgetrieben,  
wer solidarität sonst geldentzug liest, braucht davon viel – tacheles!

Anne Schülke

## tired society

tired | the german horror picture show | get that shirt | tired of  
society | show the german society | picture the tired society | get  
the horror | that picture show german society | tired shirt | tired  
society | get the picture



Das sehe ich neben der Toreinfahrt zu unserem Hinterhof auf der  
Luisenstraße in Düsseldorf.

Flüchtlinge an den Grenzen können nicht hinein und nicht wieder hinaus.  
Ein Flüchtling aus Togo kommt hinein, darf nicht hier sein, muss dann  
doch hinaus.

Ein Kosovo-Flüchtling erzählt von seinem Leben ohne Perspektive und  
muss auch wieder hinaus.

193.000 Flüchtlinge in Deutschland sollen wieder hinaus.

Merkel geht von einer Million Flüchtlinge aus.

Hinaus.

Ein Flüchtling ist eine verfolgte Person außerhalb des Verfolgunglandes.

Ein Flüchtiger ist ein Straftäter auf der Flucht.

Das lese ich online bevor ich das erste Bild eines Flüchtlings sehe:  
Einen Jungen in einem irakischen Flüchtlingslager. Hinaus. Das  
zweite zeigt zwei Soldaten vor drei Männern an der tunesisch-  
lybischen Grenze. Hinaus. Das dritte einen Togolesen in Hamburg.  
Hinaus. Das vierte den Musiker Sam aus Gambia. Hinaus. Das

fünfte ist eine Zeichnung von einem Mädchen, das einen Jungen an der Hand hält, der ein Stofftier in Form einer Schildkröte unter dem Arm trägt, hinter ihnen ein Koffer, über ihnen ein Kranich.

Die Frage hinein oder hinaus? ist eine nach Einschluss und Ausschluss. Wer sie stellt hat ein territoriales Verständnis von Zugehörigkeit und Staatsbürgerschaft. Hannah Arendt hat dieses Verständnis in ihrem Essay „We Refugees“ 1943 als überholtes dargestellt. 1943. get the picture. Giorgio Agamben hat Arendts These 2001 in seinem Essay „Jenseits der Menschenrechte“ aufgegriffen und pointiert: Der europäische Nationalstaat baut auf der Vorstellung auf, dass ein Mensch auf dem Gebiet eines eingrenzbaaren Staates geboren wird und dass diese Geburt ihm seine Staatsbürgerschaft garantiert. Diese Vorstellung wird konfrontiert mit Menschen, die staatenlos sind. Mit Menschen, die auf der Flucht geboren werden. Mit Menschen, denen ihre Staatszugehörigkeit abgesprochen wird. Mit Menschen, die ihre Staatszugehörigkeit ablehnen. Agamben geht davon aus, dass Staaten diese Menschen nicht aufnehmen. tired society. Dass sie diese Menschen in Bewegung stattdessen lokalisieren. Dass sie Lager bauen. Transitzonen einrichten. Räume des Übergangs. Ich vergleiche sie mit Marc Augés Nicht-Orten. Hier fehlen Geschichte, Identität und Relation. Hier wird Gesetz ausschließlich ausgeübt. Nicht eingefordert. get the horror. Und wird den Staatenlosen Schutz geboten, sind sie aufgefordert, möglichst zügig ein Teil des Staates zu werden: Sprache lernen, arbeiten, einkaufen. get that shirt. 1943 hat Hannah Arendt geschrieben, dass Anpassung scheitern muss. Weil der Staat die Staatenlosen und Vogelfreien strukturell braucht. Ohne sie keine Grenzen. Ohne sie keine Festung. 2001 hat Giorgio Agamben geschrieben, dass die Figur des Flüchtlings beunruhigt. Weil sie die Identität zwischen Mensch und Bürger, Geburt und Nationalität in Frage stellt. Gleichzeitig ist sie diejenige – die einzige – von der ausgehend wir eine politische Philosophie denken können.

yes | society | yes | society | yes | society | yes | city | yes | society |  
yes | society | yes | society | yes | society | yes | society | yes | city |  
yes | society | yes | society | yes | city | yes | society | yes | city | yes |  
society | city





Das sehe ich, als ich den Hinterhof verlasse.

got the picture. Kein irakisches Flüchtlingslager, keine tunesisch-lybische Grenze, nicht Togo, Hamburg, Gambia. Das letzte Bild ist eine Zeichnung. Eine Fiktion. Eine Möglichkeit. Es zeigt ein Mädchen, einen Jungen, eine Schildkröte, einen Koffer und einen Kranich. Eine Reihe. Eine Verbindung. Einen Zusammenhalt. Eine kleine Gruppe von Menschen, Tieren und Dingen. Show that society. Nicht an einen Ort gebunden. Unterwegs. Beweglich. Die kleine Gruppe wandert aus. Sie bricht die Beziehung zu dem Ort ab, den sie verlässt. Freiwillig. Denn anderswo fließen Milch und Honig. yes. Auf ihrem Weg schließen Freundinnen und Freunde sich an. Sie beteiligen sich an Entscheidungen. Sie üben ihre Rechte aus. Ihr Recht auf körperliche Unversehrtheit. Ihre Meinungs- und Religionsfreiheit. Ihr Recht darauf, ihr Leben zu gewinnen oder zu verlieren. Sie berufen sich dabei nicht auf eine Verfassung, sondern auf ihre. Auf ihren körperlichen und seelischen Zustand. Auf ihr Leben an einem Ort der Zuflucht. Auf ihre Flucht an einen Ort des Lebens.

y e s c i t y e s o c i e t y e s Die Buchstaben tanzen vor meinen Augen. Sie setzen sich für einen Moment zusammen, lagern, bevor sie weiterziehen. Oder fliehen vor denen, die sie in große Erzählungen einschließen oder ausschließen wollen. Und sie tun es freiwillig, weil sie dort, wo sie hinwollen, Milch und Honig fließen sehen. yes. Und ich folge ihnen, denn hier, wo sie gerade lagern, hier fließen weder Milch noch Honig. Wir ziehen weiter und das können wir nur solange wir nicht festgehalten werden. Ein Lager aufschlagen heißt nicht in ein Lager eingewiesen werden. Lagern heißt nicht eingelagert werden. Wir ziehen weiter und finden Schutz nicht in einem Staat, sondern in unserem vorübergehenden Unterschlupf. Er ist nicht lokalisierbar oder dauerhaft erreichbar. Er ist nicht einzu-mauern oder niederzubrennen. Er lässt sich in keiner großen Erzählung feiern oder denunzieren. In diesem Schlupfwinkel hausen Weltstädter: Ein Mädchen, ein Jungen, eine Schildkröte, ein Koffer, ein Kranich, ihre Freundinnen und Freunde und ich. Eine Allianz von Menschen, Tieren und Dingen. Eine Verbindung, society. Ein Zusammenhalt. yes. In einer Stadt. city. In einer Weltstadt. Innerhalb einer anderen Weltstadt. yes. got the picture.

*Begleiter: Giorgio Agamben: Jenseits der Menschenrechte, in: Mittel ohne Zweck. Noten zur Politik. Zürich/Berlin: diaphanes 2006.*

Markus Köhle

## Anstöße

oder: Ungehörige Formen in der Debattenkultur

Spenden sind von der Steuer absetzbar!

Die Flucht in eine Geldspende ist bequem  
Auch alte Winterjacken  
Kann man guten Gewissens in den Spendensack packen  
Für alles andere gibt es das errichtete Leitsystem

Herbergsuche

Flüchtlinge-ling es weihnachtet sehr  
Zäune werden mit Lametta geschmückt  
Steht's zu Diensten, Ihr Pflichtbundesheer!  
Nur das Asylwerberquartier Leoben ist leider missglückt

Der Mu-Mo-Ma-Migrant

Ein Migrant, ein Migrant und der Sohn eines Migrants  
Stießen an die Grenzen eines fremden Landes

Der Migrant wurde in seiner Heimat gefoltert  
Der Migrant hat wider die Regierung gepoltert  
Dem Migrant hat man sein Heim zerstört  
Die Drei steh'n jetzt Schlange, wie sich's gehört

Migrant, Migrant und Migrant  
Wollen Migrant werden in Deutschland

## Flucht in die Hypothese

Angenommen Flüchtling  
Wird fortan ersetzt durch Hoffnung:  
Hoffnungswellen, Hoffnungsströme, Hoffnungsquoten  
Hoffnungshilfe, Hoffnungsgipfel, Hoffnungswege  
Dann hätten wir trotz allgemeiner Hoffnungsflut  
Eine Hoffnungskrise  
Und Schuld daran wär' die Hoffnungspolitik

## Unser Problem

Niemand will Flüchtling sein  
Sagt Muhammad Kasem  
Schickt alle ab sofort ausnahmslos heim  
Sagt die Partei mit dem Ausländer-Problem

## Kein Schauspiel

Grenzen  
Sind Zäune in Köpfen  
Zäune sind Bretter vorm Kopf  
Und Bretter bedeuten nur denjenigen die Welt  
Die keine Grenzen überqueren  
Keine Zäune überwinden  
Keine Köpfe überzeugen  
Und sich nicht an Bretter klammern mussten  
Um zu überleben

## Geordneter Grenzübertritt

Der Wellnesspalastkunde wünscht:  
Massier fein!  
Rasier fein!  
Dann kassierst fein!  
Der Grenzschutzagenturkunde wünscht:  
Passierschein

## Verschuldung durch Duldung

Richtung Westen in Schwimmwesten  
Schlauchbooten ist nichts verboten!  
Und die schwache Küstenwache wartet  
Denn: Einmal die EU-Außengrenze überquert  
Wird nicht mehr umgekehrt

## Verlotterte Aufbaugeneration

Ein Grenzschutzmissionar wollte einen Heimatabtrünnigen bekehren  
Er sprach: Rückübernahmeabkommensvollstreckung!  
Bzw.: Geh besser heim und tu dich mit den Deinigen vermehren!  
Drauf der Heimatlose: Bin 1999 geboren, also zu jung

## Grenzerfahrungen

Die Flüchtl Inge arbeitet als Wurstverkäuferin in Kollerschlag  
Sie verkauft momentan viele Dinge  
Nur keine Schweinsbratensemmel  
Weil die der temporäre Gast ja nicht mag

## Kant auf Lesbos

200 Millionen für das Überwachungssystem Eurosur  
Master in Strategic Border Management  
Frontex ist eine Grenzschutzagentur  
Die den kategorischen Imperativ nur theoretisch kennt

## Abschließende Frage:

Kriegen Schlepper Ertrinkgeld?

Gerald Lind

## Keiner hilft keinem

Über den hyperkapitalistischen Umgang mit Schutzsuchenden

Die Katastrophe im humanitären Umgang mit Schutzsuchenden aus Afrika, Afghanistan, Syrien, dem Irak und anderen ausgehungerten, ausgebeuteten und zugrunde gerichteten Ländern und Regionen darf nicht getrennt von der globalen Wirtschaftskrise betrachtet werden. Der bestehende Zusammenhang wird dabei in einem Missverhältnis evident, auf das Armin Thurnher im Falter hingewiesen hat: „Die Entschlossenheit, mit der die europäischen Finanzeliten Griechenland ihren Kurs aufzwingen und den Willen des griechischen Volkes ignorierten, ja die Regierung dafür bestrafen, auf diesen Willen hören zu wollen, würde man ganz gern in der Flüchtlingsfrage sehen.“<sup>1</sup>

Im Falle Griechenlands wurde die Verarmung breiter Bevölkerungsschichten wegdiskutiert, die von der linken Syriza-Regierung entfachte Aufbruchsstimmung wegökonomisiert. Griechenland wurde trotz Volksabstimmung ausgehungert, der aufmüpfige Finanzminister Varoufakis trat zurück, die Attraktivität anderer linker Bewegungen in Europa war geschwächt, das Problem blieb ein (scheinbar) national begrenztes. Europa hatte sich erfolgreich in anti-solidarischer Solidarität geübt und also das gemacht, wovon der damalige Caritas-Präsident Franz Küberl schon 2012 gewarnt hatte: „Wir müssen aufpassen, dass wir unter Solidarität nicht nur die Rettung der Banken verstehen, sondern die Hilfe für die Ärmsten“<sup>2</sup>. Der Umgang mit Griechenland war also kein Betriebsunfall, sondern entsprach vielmehr ganz der Systemlogik des europäischen Projekts, das Angela Merkel im EU-Wahlkampf 2014 so definiert hat: „Die EU ist keine Sozialunion.“<sup>3</sup>

Das Leitprinzip europäischer Politik – egal ob Griechenland oder Schutzsuchende – entspricht deshalb dem Motto der aus Autoren und Künstlern wie Wolfgang Bauer, Jörg Schlick, Martin

<sup>1</sup> Armin Thurnher: Yes we can. Nicht nur die Flüchtlingsfrage muss die EU verändern. In: *FALTER* 38/15 (16.9.2015), S. 5.

<sup>2</sup> EU muss Solidaritätsunion sein [Kamingespräch zwischen Caritas-Präsident Franz Küberl und Mathias Mühlberger, Direktor der Caritas OÖ.]. In: <https://www.caritas-linz.at/aktuell/news/news-archiv/detailansicht-archiv/news/22145-eu-muss-solidaritaetsunion-sein/> [4.11.2015].

<sup>3</sup> Angela Merkel zur PNP: „Die EU ist keine Sozialunion“. *Passauer Neue Presse*, 22. Mai 2015. In: [http://www.pnp.de/nachrichten/bayern/1308924\\_Angela-Merkel-zur-PNP-Die-EU-ist-keine-Sozialunion.html](http://www.pnp.de/nachrichten/bayern/1308924_Angela-Merkel-zur-PNP-Die-EU-ist-keine-Sozialunion.html) [4.11.2015].

Kippenberger und Albert Oehlen bestehenden Künstlervereinigung Lord Jim Loge: „Keiner hilft keinem“. Was zählt, ist einzig die Sicherung und Vermehrung des eigenen Wohlstands. Die Spannungen innerhalb Europas wegen des Umgangs mit Schutzsuchenden haben deshalb nichts mit einem plötzlich erfolgten Politikwechsel von hyperkapitalistisch zu humanitär zu tun. Der Unterschied liegt vielmehr darin, dass die Migrationsbewegungen nicht nur im gefühlt virtuellen Finanzraum, sondern auf rhizomatisch-transnationale Weise im realen Raum stattfinden. Im System Europa führt Transnationalität nun – „Keiner hilft keinem“<sup>4</sup> – zu politischer Renationalisierung. Gegenüber Griechenland versprach noch die kapitalistische Einheitsfront den größtmöglichen Vorteil für die beteiligten Einzelstaaten. Im Umgang mit Schutzsuchenden erscheint es den politischen Akteurinnen und Akteuren wiederum opportuner, wenn jeder Staat für sich und gegen alle anderen Staaten agiert.

<sup>4</sup> Natürlich steckt hinter diesem Motto die Perzeption und Reflektion der schmalen Grenze zwischen Individualismus und Egoismus. Christine Frisinghelli schreibt zur LjL: „Die Loge, dieser hierarchie- und statutenlose ‚Geheimbund‘ von Abenteurern und Künstlern propagierte ihre Losung ‚Keiner hilft keinem‘ und entlarvt so alle politischen, wirtschaftlichen, religiösen und freundschaftlichen Zusammenschlüsse als reine Machtbereicherungsstätten.“ Christine Frisinghelli: *Diese Wildnis hat Kultur*. In: steirischer herbst festival gmbh (Hg.): *herbst. THEORIE ZUR PRAXIS*. Magazin zum steirischen herbst 2015. S. 78–81, hier S. 80.

<sup>5</sup> Naomi Klein: *Die Entscheidung. Kapitalismus vs. Klima*. A. d. Engl. v. Christa Prummer-Lehmair, Sonja Schuhmacher und Gabriele Gockel. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Fischer 2015. S. 105.

<sup>6</sup> Ebd. S. 32f.

<sup>7</sup> So sagt zum Beispiel Kaushi Basu, der Chefökonom der Weltbank: „Der Klimawandel und die extremen Unterschiede in der Welt werden für noch mehr Druck sorgen, mehr Flüchtlinge werden kommen.“ – Kaushi Basu: „Mehr Flüchtlinge werden kommen“. Interview: Andreas Sator. In: *Der Standard*, Do., 19. November 2015, S. 13.

Diese nur bei der Schaffung von Freihandelszonen international-gemeinschaftlich ausgerichtete, in ihrer Essenz ausschließlich an Profit orientierte Politik ist nun nicht nur unsozial und unsolidarisch, sondern auf lange Sicht zerstörerisch. Die kanadische Aktivistin und Autorin Naomi Klein schreibt in ihrem Buch *Die Entscheidung. Kapitalismus vs. Klima* im Hinblick auf den globalisierten Freihandel: „[E]s steht außer Frage, dass die Handelsarchitektur und die darin eingebettete Wirtschaftsideologie eine maßgebliche Rolle für das Hyperwachstum der Emissionen spielten.“<sup>5</sup> Schließlich basiert sowohl der „Massenexport von Produkten über große Distanzen hinweg“ wie der globale „Export eines einzigartig verschwenderischen Konsum-, Produktions- und Agrarmodells [...] auf dem übermäßigen Verbrauch fossiler Energieträger“<sup>6</sup>. Das kapitalistische Wirtschaftssystem hat also den Klimawandel verursacht. Der Klimawandel wird nun aber nicht ‚nur‘ zu Naturkatastrophen (Dürre, Überschwemmungen etc.) führen. Der Zusammenbruch lokaler Versorgungsmöglichkeiten (Nahrung, Wasser, Strom) und Infrastrukturen (Verkehr, Wohnen) wird globale Migrationsbewegungen hervorrufen, die zur Verstetigung des scheinbar temporären Ausnahmezustands von Millionen deterritorialiserten Schutzsuchenden führen wird.<sup>7</sup>

Auf Dauer werden sich nur die Superreichen vor der permanenten Unwägbarkeit der Wetterextreme weitestgehend schützen können – sei es durch Migration in weniger unberechenbare Wetterregionen/Klimazonen, sei es durch Investitionen in die In-

frastruktur ihrer Immobilien (Energiesicherheit, Wetterfestigkeit etc.). Die europäische und nordamerikanische Mittelschicht aber wird von den Folgen des Klimawandels existentiell betroffen sein. So werden aufgrund der häufiger und auch mit größerer Stärke auftretenden Unwetter Versicherungen für Hagel-, Wind-, Muren- oder Wasserschäden keine Haftungen mehr übernehmen. Regelmäßige Reparaturen oder gar Neuanschaffungen von Häusern und Autos im vollen Kostenausmaß werden zu finanzieller Erschöpfung und zum Absinken des Lebensstandards führen. Wer die Möglichkeit hat, wird dem Vorbild der Superreichen zu folgen versuchen und – ähnlich den derzeit in Europa Schutzsuchenden – in vorgeblich stabilere und wohlhabendere Regionen fliehen. Mit dem Zusammenbruch der ihn aufrecht erhaltenden Sozial- und somit Konsumverhältnisse wird jedenfalls der Kapitalismus westlicher Prägung in weiten Teilen Europas und Nordamerikas implodieren.

Eine Abkehr vom hyperkapitalistischen Diktat muss deshalb aus einer tagesaktuelle Anlässe überschreitenden Perspektive sowohl die Grundlage für den humanitären Umgang mit Schutzsuchenden wie für die wirkungsvolle Bekämpfung des Klimawandels darstellen. Doch was ist unter einer solchen Abkehr zu verstehen?

Der Oldenburger Ökonom Niko Paech hebt mit seiner „Postwachstumsökonomie“<sup>8</sup> davon ab, dass ein auf stetiges Wachstum ausgerichtetes Wirtschaftsmodell nicht mit der Endlichkeit der verfügbaren Ressourcen in Einklang zu bringen ist. Der Sozialpsychologe Harald Welzer formuliert auf dieser diskursiven Folie sein Plädoyer für eine „Transformation von der expansiven zur reduktiven Moderne“<sup>9</sup>. Die „Transformation der Gesellschaft“ ist für Welzer „unweigerlich die Transformation unseres eigenen Lebens [...]“: das Herunterfahren von Ansprüchen, die Veränderung der konkreten Praxis, also die Veränderung der Mobilität, der Ernährung, des Arbeitens, der Freizeit, des Wohnens, die Umgewichtung von Werten.“<sup>10</sup> Auf den Punkt gebracht heißt das: Weniger konsumieren und verbrauchen, mehr wiederverwenden und gemeinschaftlich nutzen.

Eine solche Veränderung weg von Konsumorientierung und hin zum nachhaltigen, solidarischen Umgang mit Ressourcen muss von der das hyperkapitalistische System tragenden Mittelschicht ausgehen. Um ein Umdenken zu bewerkstelligen, sind die Zusammenhänge von unsolidarischem Hyperkapitalismus, Klimawandel und globalen Migrationsströmen direkt anzusprechen. Wohlgefühl

<sup>8</sup> Vgl. Niko Paech: Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. 8. Aufl. München: oekom 2014.

<sup>9</sup> Harald Welzer: Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand. Frankfurt/Main: Fischer 2015. S. 130.

<sup>10</sup> Ebd., S. 131.

politik, gerade von grüner Seite, ist vor diesem Hintergrund nicht angebracht. Wenn Vorschläge wie jener von Peter Pilz, auf die „Banken und Spekulanten“ als die wahren Verursacher der gegenwärtigen Krisen hinzuweisen, vom Tisch gewischt werden, wird damit auch die Relevanz einer eben nicht liberalökologischen, sondern linksökologischen/ökosozialistischen Politik abgetan.<sup>11</sup> Ehrliche Politik bedeutet dann aber auch, offensiv mit der Tatsache umzugehen, dass die kollektive Zwangsvorstellung einer von Generation zu Generation erfolgenden ‚Verbesserung‘ der Lebensverhältnisse weder erfüllbar, noch wünschenswert ist. Der langfristige, entscheidende Gewinn eines Systemwandels muss dabei aber zuvorderst kommuniziert werden: Rettung des Planeten und Sicherstellung eines fairen Lebensstandards für alle, also nicht nur für Schutzsuchende in Europa, sondern auch für alle globalen Opfer hyperkapitalistischer Ausbeutung.

<sup>11</sup> Siehe dazu Clemens Neuhold (Mitarbeit Ingrid Brodnig): Wien-Wahl 2015: Biologisch abbaubar. Profil, 13.10.2015. In: <http://www.profil.at/oesterreich/wien-wahl-die-gruenen-biologisch-abbaubar-5916294> [9.11.2015].

Die globale Dimension einer „reduktiven Moderne“ ist dabei von besonderer Wichtigkeit. Denn die Schutzsuchenden, die nun auch in den europäischen Konsumkulturzentren sichtbar werden, sind enge Verwandte all jener Ausgebeuteten, auf deren Rücken die Konsumkultur steht. Mit symbolischen Mitteln anschaulich gemacht wird dieses asymmetrische sozio-ökonomische Verhältnis im Film „Snowpiercer“.<sup>12</sup> Der Zug, in dem die Menschheit nach einem fehlgeschlagenen Geoengineering-Versuch gegen den Klimawandel (sic!) Zuflucht gefunden hat, funktioniert nur deshalb, weil unter den fein polierten Brettern des zum Apartment ausgebauten Führerstandes der Lok Kinder arbeiten, die klein genug sind, um die kostbare Mechanik des Zuges zu warten. Man sieht also diejenigen, die unter unmenschlichen Bedingungen das ganze Werk am Laufen halten nicht – ganz so wie im realen Hyperkapitalismus. Auch die sauber geputzten Auslagenreihen der Einkaufsstrassen in Wien, Berlin, London oder Paris verraten nichts davon, dass sie mit Waren befüllt sind, die in Sweat Shops in Bangladesch, Indonesien und Äthiopien oder in gewerkschafts- und arbeiterschutzlosen Massenproduktionsstätten in China und Indien hergestellt wurden.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Es handelt sich hier um die Verfilmung (Regie: Bong Joon-ho; Südkorea, USA 2013) einer dystopischen Graphic-Novel-Trilogie von Jacques Lob, Benjamin Legrand und Jean-Marc Rochette.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu Klaus Werner Lobo und Hans Weiss: Schwarzbuch Markenfirmen. Die Welt im Griff der Konzerne. Wien: Deuticke 2014.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich der Zynismus, der in die Leugnung westlicher Mitverantwortung für die Zwangslage von Wirtschafts- wie Kriegsflüchtlingen eingeschrieben ist. Westliche Großkonzerne beuten mithilfe einiger lokaler Mittelsmänner und -frauen (man will sich schließlich nicht selbst die Hände schmutzig machen) die Bevölkerung in den ärmeren Regionen der Welt aus, um möglichst billig produzieren zu können. Interesse an einer



Hebung des dortigen Lebensstandards besteht nicht, würde das doch die Erhöhung der Lohnkosten und somit die Verminderung der Gewinnspanne bedeuten. Logischerweise animiert diese Perspektiv- und Alternativlosigkeit zur Flucht in ein als dichotomischer Wohlstandsgegenort zur eigenen Armutslandschaft imaginiertes Europa.<sup>14</sup>

Was die Kriegsregionen in Afrika, im Nahen Osten und anderswo betrifft, so halten sich NATO und/oder USA im Großen und Ganzen heraus, solange keine Exploitationsinteressen betroffen oder negative Auswirkungen auf Profitmaximierungsmöglichkeiten zu erwarten sind. Vor diesem Erfahrungshorizont schrieb der in Syrien vom IS entführte Pater Jacques Mourad in einem E-Mail, aus dem der Autor Navid Kermani in seiner Friedenspreisrede 2015 zitierte: „Wir sind traurig in dieser ungerechten Welt, die einen Teil der Verantwortung für die Opfer des Krieges trägt, dieser Welt des Dollars und des Euros, die nur nach ihren eigenen Völkern, ihrem eigenen Wohlstand, ihrer eigenen Sicherheit sieht, während der Rest der Welt hungers stirbt und an Krankheiten und am Krieg. Es scheint, dass ihr einziges Ziel ist, Gegenden zu finden, wo sie Kriege führen und den Handel mit Waffen, mit Flugzeugen noch steigern können.“

Die Millionen Schutzsuchenden, die bereits in Europa angekommen sind oder sich gerade auf dem Weg hierher befinden, sind der Einbruch der Realität in die schöne neue hyperkapitalistische Konsumillusion. Sie sind Opfer einer Politik, deren Geldfixiertheit mit Menschenvergessenheit einhergeht, und deren Fortführung zum sozio-ökologischen Desaster führen wird. Um diese humanitäre und ökologische Katastrophe abzuwenden, ist deshalb neben der bereits angesprochenen Veränderung des Konsumverhaltens der Mittelschicht auch die anti-egoistische (Re-)Solidarisierung (es gab sie als Anti-Imperialismus schon in den 60er und 70er Jahren)<sup>15</sup> mit den „Verdammten dieser Erde“ und eine auf globaler Fairness basierende Neuausrichtung des Wirtschaftssystems von größter Dringlichkeit. Das bedeutet vor allem auch, dass die das hyperkapitalistische System bestimmenden Superreichen und die global agierenden Konzernkonglomerate zur Verantwortung gezogen werden müssen. Ihre auf unsolidarischen, unökologischen Praktiken basierende, völlig unverhältnismäßige Vermehrung von Kapital zum Nutzen einiger weniger sollte nicht nur durch Konsumboykott, sondern auf politischer Ebene durch die Beschneidung des Freihandels und strikte Kontrollen der (outge-

<sup>14</sup> Navid Kermani: Über die Grenzen – Jacques Mourad und die Liebe in Syrien. Friedenspreisrede 2015. In: <http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/819312/> [4.11.2015]

<sup>15</sup> Vgl. dazu den sehr informativen Aufsatz von Dan Berger: Die wahren Drachen: Ein historischer Abriss politischer Militanz und Gefangenschaft in den USA von 1960 bis heute. In: Weather Underground. Stadtguerilla in den USA. Hamburg: Laika 2010 (Bibliothek des Widerstands 6, hg. v. Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo). S. 15–104. Selbstverständlich wird hier in Abgrenzung zu gewaltbereiten Widerstandsgruppen ein pazifistischer, gewaltfreier und politisch erfolgreicher Wandel unterstützt.

sourcten) Produktionsstätten, stärkere Vermögensbesteuerungen und höhere Luxussteuern, die Deckelung von Managerprämien, ein Verbot von Finanzspekulationen und ähnliche Maßnahmen verhindert werden.

Zur Durchsetzung dieser Maßnahmen benötigt es, wie hier noch einmal betont werden soll, eine dezidiert linke Politik, die in der Lage ist, offensiv Alternativen zu den menschenverachtenden Welterklärungsmodellen rechtspopulistischer Parteien zu bieten. Es ist nicht hinzunehmen, dass sich mit der FPÖ eine Partei an der Spitze der Meinungsumfragen befindet, die mit ihrer neoliberalen Grundausrichtung und der Verramschung staatlichen Eigentums zur Zeit ihrer Regierungsbeteiligung alles andere als die Interessen jener unteren Einkommens- und Bildungsschichten vertreten hat, die ihre Kernwähler\*innenschaft ausmachen. Syriza (vor der Knechtung durch die EU), Podemos in Spanien, Jeremy Corbyn in England, Bernie Sanders in den USA oder die Erfolge der KPÖ in Graz und mit Abstrichen in der Steiermark deuten darauf hin, dass mutige linke Politik für Wähler\*innen aller Bevölkerungsschichten attraktiv sein kann. Viele wissen oder spüren zumindest, dass der Komplex aus Kapitalismus, Klima und Migration nur mit einer radikalen politischen Strategie und einer damit einhergehenden grundlegenden Veränderung unserer Lebensweisen zum Wohle aller aufgelöst werden kann.<sup>16</sup> Post-ideologischer Konsumismus<sup>17</sup> und (hyper)kapitalistische Entfremdung<sup>18</sup> (verstanden als Gefühl der Nicht-Verbundenheit mit der Welt) weichen langsam wieder der Bereitschaft zur aktiven Veränderung des scheinbar Unveränderbaren, zur Aufhebung struktureller Ungerechtigkeiten und zu verantwortungsvollen, solidarischen Lebensentwürfen und -praktiken – auch und gerade gegenüber Schutzsuchenden – jenseits inter-generationell tradierter Wohlstandsideologie. Vielleicht, weil sich doch langsam herumspricht, dass wir keine Wahl haben. Oder dass wir, mit den Worten des linken Autors Benjamin Kunkel, nur eine Wahl haben, nämlich jene zwischen „Utopia or Bust“<sup>19</sup>. Utopia würde nun ganz einfach die gelebte Umkehr des Leitspruchs der Lord Jim Loge bedeuten: Alle helfen allen, die Hilfe benötigen.

<sup>16</sup> Die Aufforderung „System Change not Climate Change!“ verbindet Kapitalismuskritik mit der Klimabewegung, sowohl in Österreich als auch in Nordamerika gibt es ökosozialistische/transformationsorientierte Aktivist\*innen-Initiativen, die sich nach dieser Aufforderung benannt haben: <http://systemchange-not-climatechange.at/> und <http://systemchangenotclimatechange.org/> [19.11.2015].

<sup>17</sup> Dabei ist eine Kombination aus verbalem Widerstand, faktischem Mitmachen und Angst am Werk. Vgl. für eine Analyse dieser „reflexive impotence“ Mark Fisher: *Capitalist Realism. Is There No Alternative?* Winchester/Washington: 0 Books 2009.

<sup>18</sup> Vgl. für diesen bei Hegel und Marx auftauchenden Begriff z.B. Erich Fromm: *Pathologie der Normalität. Zur Wissenschaft vom Menschen.* Hg. v. Rainer Funk. 5. Aufl. o.O.: Ullstein 2014. S. 59–88 und S. 123–125.

<sup>19</sup> Vgl. Benjamin Kunkel: *Utopia or Bust. A Guide to the Present Crisis.* London, New York: Verso 2014 (Jacobin Series).

Gerhard Ruiss

## Krieg spielen

„Sind Zäune eine Lösung?“

„Nein.“<sup>1</sup>

Die Situation kann weder überraschen noch ist sie historisch einzigartig. Neu an ihr ist nur, dass die Schlachtopfer nicht mehr länger Schlachtopfer sein wollen, sondern ein Leben ohne Krieg und Terror einem Leben unter Terrorherrschaft, Bombardierungen und in Flüchtlingslagern vorziehen. Ist Flucht überhaupt möglich, müssen Flüchtlinge erst einmal von Hürde zu Hürde den Sprung über jede nächste neue Hürde schaffen, bevor sie in einem Land ihrer Vorstellungen von einem anderen Leben vorläufig oder für länger bleiben können.

Was es heißt, alles aufzugeben und wahrscheinlich für immer zu verlieren, Eltern, Partnerinnen oder Partner, Geschwister, Kinder, Verwandte oder Freunde zu verlassen und vielleicht nie mehr wiederzusehen, nicht die Sprachen der Länder der Fluchtroute zu sprechen und zu verstehen, nur das Nötigste mit sich zu haben und bei jeder Kleinigkeit auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, war vor 70, 80 Jahren den Menschen in Europa völlig klar. Die Flüchtlinge kamen aus Europa und die Flucht ging von einem europäischen Land zum nächsten quer durch den eigenen Kontinent.

### Flucht aus Österreich

Unmittelbar nachdem der österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg am 11. März 1938 in einer improvisierten Radioansprache aus dem Parlament die bevorstehende Okkupation Österreichs durch die Nationalsozialisten bekannt gab, setzte die Flucht aus Österreich in die – ausgenommen Deutschland – umliegenden Länder ein. Um 20.50 Uhr fuhr der erste mit Flüchtlingen überfüllte Zug Richtung Pressburg, um 22.00 Uhr wurde er am Grenzbahnhof Marchegg gestoppt und den Flüchtlingen die Einreise in

<sup>1</sup> Flüchtlingskoordinator Dr. Christian Konrad in der Zeitschrift des Wiener Seniorenbundes „ab50zig“, Nr. 5/2015.

die Tschechoslowakische Republik verwehrt. Der Zug musste nach Wien zurückkehren. Zweieinhalb Wochen später, am 1. April 1938, schickten die Nationalsozialisten den ersten Häftlingstransport mit 150 Österreicherinnen und Österreichern vom Wiener Westbahnhof aus nach Dachau.

Der Besetzung Österreichs gingen gezielte Propagandamelungen voraus: „Ich stelle fest vor der Welt, daß die Nachrichten, die in Österreich verbreitet wurden, daß Arbeiterunruhen gewesen seien, daß Ströme von Blut geflossen seien, daß die Regierung nicht Herrin der Lage wäre und aus eigenem nicht hätte Ordnung machen können, von A bis Z erfunden sind!“ (Kurt Schuschnigg, 11.3.1938) Das Gegenteil der von den Nationalsozialisten verbreiteten Falschmeldungen war der Fall, es gab weder Unruhen noch Blutvergießen und auch für den bevorstehenden „Einmarsch“ die Anweisung, jedes Blutvergießen zu vermeiden. Die Besetzung Österreichs erfolgte ohne Gegenwehr. Zu den Zufluchtsländern für Flüchtlinge ab 1933 aus Deutschland und ab 1934 vor den Austrofaschisten und 1938 vor den Nationalsozialisten aus Österreich wurden die Anrainerstaaten Österreichs und Deutschlands und sonstigen Länder Europas, die von den Nationalsozialisten nicht besetzt waren und die die Einreise und den Aufenthalt erlaubten, sowie neben hauptsächlich Nord-, Mittel und Südamerika Länder in allen anderen Kontinenten.

### Entlang der Grenzen

Seit kurzem ist wieder von einem „Einmarsch“ in Österreich die Rede. „Es ist Krieg“, heißt es in der November-Ausgabe der Grazer FPÖ-Zeitung „Der Uhrturm“: „Zehntausende durchbrechen die Grenze“ und „die Republik Österreich kapituliert“. Als „Aufmarsch von Invasionskräften“ und „Einmarsch 2015“ wird das Warten der Flüchtlinge in Spielfeld in der Steiermark an der Grenze auf die Erlaubnis zur Einreise nach Österreich oder zur Durchreise durch Österreich bezeichnet. Der Grazer FPÖ-Stadtparteiobmann Mario Eustacchio steht laut einer Auskunft gegenüber der Steiermark-Ausgabe der Kronen Zeitung hinter jedem Wort in seiner Zeitung: „Wir spitzen zu, um Probleme aufzuzeigen. Die Sprache wird härter, die Zeiten werden härter, auf der Straße wird es härter.“ Was die Grazer FPÖ und ihr Obmann darunter verstehen, lautet, auf den Punkt gebracht, in ihrer Zeitung so: „Ein verlumpter (sic!), verdreckter und abgerissener Menschenzug zieht gegen 'Germany'. Und unser Heer darf nicht eingreifen! Was für ein Menschenschlag ist das nur. Über

dieses traurige Bild eines abgerissenen, verlumpten und verdreckten Menschengesichtes berichteten unsere Lügenmedien freilich nicht.“

Zur Untermauerung seiner Beobachtungen und Ausführungen in seinem Bericht von der Grenze beruft sich der „Uhrturn“-Autor und Grazer FPÖ-Gemeinderat Rudolf Moser auf einen „Frontsoldaten“ als Zeugen, der beim Krieg in Jugoslawien „den Verteidigungsminister zu einem ‚echten‘ Grenzeinsatz mit schwerem Gerät und scharfer Munition bewogen hat“, den ehemaligen Brigadier beim Österreichischen Bundesheer und Präsidenten des als „ganz weit rechts“ (Die Zeit, 27.8.2012) eingestuften „Militär Fallschirmspringer Verbunds Ostarrichi“ Josef-Paul Puntigam, der weiß, was zu tun wäre: „Der alte Fuchs Puntigam wäre nicht der erfahrene ‚Frontsoldat‘, wenn er nicht, bei aller Betroffenheit, sofort eine militärische Option parat hätte: ‚Alle jungen wehrhaften Männer, die jetzt bei uns um Asyl betteln, sogleich militärisch ausbilden und dann zur Befreiung ihrer Heimat nach Syrien verbringen. Dort können sie sich dann wieder ihre Heimat erobern, die sie doch vorgeben wiederhaben zu wollen.‘“ Welche Heimat gemeint sein kann, muss ein „erfahrener Frontsoldat“ offenbar nicht wissen, und dass vielleicht genau das der Grund für die Flucht von „jungen wehrhaften Männern“ ist, weder der „Heimat“ des syrischen Diktators Baschar al-Assad noch der „Heimat“ des IS oder der Al Nusra-Front oder der einer anderen vergleichbaren Miliz dienen zu wollen, die sie und ihre Familien verfolgen und bedrohen.

### Bedroht von Flüchtlingen

Die Grenzen sind abgesteckt. Je mehr den Flüchtlingen die Aussichten auf eine Rückkehr in ihre Herkunftsländer und die Perspektiven in ihren Herkunftsländern abhanden kommen, desto stärker werden zwischen ihnen als „Ausländern“, „Asylanten“, „Wirtschaftsflüchtlingen“ und den Österreicherinnen und Österreichern Grenzen gezogen. Nicht durch Grenzbefestigungen, sondern durch politische Propaganda. Gesehen wird, was zu sehen sein soll und trotzdem nicht gezeigt werden kann, wie die von „den Lügenmedien“ („der Lügenpresse“) angeblich unterschlagenen Bilder des von der Grazer FPÖ-Zeitung „Uhrturn“ beschriebenen „abgerissenen, verlumpten und verdreckten Menschengesichtes“, der auf den gezeigten Fotos trotzdem nicht zu erkennen ist.

Die Formel Flüchtling = potentieller Terrorist haben die Machblattnmacher der Grazer FPÖ-Zeitung „Uhrturn“ ebenso rasch zur Hand wie die der Bedrohung der unmittelbar eigenen Lebensum-

gebung durch Flüchtlinge und Terroristen: „Um es klar zu sagen: Nahezu jeder Terrorist war irgendwann einmal ein muslimischer ‚Flüchtling‘. Und ohne Zuwanderung würde es keinen islamistischen Terror geben. Der Landesverfassungsschutz weiß von zahlreichen Bedrohungen durch Islamisten. Unser Vorschlag lautet daher: Alle von den Sicherheitsbehörden als islamistisch eingestuft Personen sollen sofort mittels Fußfessel überwacht werden. Wir können nämlich nicht warten, bis in Graz der nächste (sic!) Anschlag passiert.“ Zu einem solchen Anschlag ist es bisher weder in Graz gekommen, es sei denn, es werden auch Beziehungsstraftaten wie die Amokfahrt eines als Kleinkind aus Bosnien kommenden Amokfahrers am 20.5.2015 durch die Grazer Innenstadt mit 3 Toten und 36 Verletzten zu den terroristischen Anschlägen gezählt, noch ist eine konkrete Anschlaggefährdung von Graz bekannt. Bekannt ist allerdings, dass vor kurzem die Staatsanwaltschaft Graz gegen mehrere Festgenommene eines in Graz, Wien, Linz und Salzburg aktiven Netzwerks Anklage wegen Anwerbung von Kämpfern und Frauen für den IS bzw. Bildung einer kriminellen Vereinigung erhoben hat, der im kommenden Frühjahr in Graz ein Gerichtsverfahren folgen soll.

### Spalten und sprengen

Für Teile der FPÖ herrscht gegen Österreich Krieg, ein Großteil der FPÖ reagiert auf jede nicht gelöste Konfliktsituation mit dem Nationalismusreflex, das enthält ein wesentlich größeres gesellschaftliches Spaltungs- und Sprengpotential als die unter genauer öffentlicher Beobachtung stehende mögliche Entwicklung von Parallelgesellschaften.

Die Grazer FPÖ macht aus einem Flüchtlingsstau an einer Grenze einen Besetzungsvorgang. Sie greift für ihre politische Inszenierung sogar auf ihre Gegner und Verfolgte des Nationalsozialismus zurück wie in der erst kurz davor erschienenen, demselben Thema gewidmeten Ausgabe des „Uhrturn“. Erich Fried wird gemeinsam mit der europäischen rechten Führungsrige Marie Le Pen, Viktor Orbán oder H.C. Strache mit seinem Gedicht „Dann wieder“ als Zeuge für die Notwendigkeit zur Verteidigung Österreichs gegen den „Einmarsch von Flüchtlingen“ namhaft gemacht. Das stellt freilich eine besondere Infamie dar, da sich dieses Gedicht von Erich Fried auf das gegen den Nationalsozialismus, den Faschismus und den Krieg gerichtete „Nie wieder!“ der Nachkriegszeit bezieht. Es weist im Original auch kein Rufzeichen auf,

das Rufzeichen hat es erst in der Aneignung des Gedichts durch die FPÖ bekommen, wodurch aus einem als Vortext eingesetzten Titel mit Warncharakter ein Titel mit Aufruf- und Aufforderungscharakter wird.

Nicht das Ausmaß der Flucht ist das Problem, das Ausmaß des Terrors ist es. Erst dieses Ausmaß des Terrors hat die Massenflucht ausgelöst. Die Kriegsschauplätze sind noch immer weit weg, aber die Kriege sind im Vorfeld und in den Folgen näher an Europa herangerückt. Die Eroberungsfeldzüge des IS im Irak und in Syrien wurden und werden auch mit Hilfe von tausenden Söldnern aus allen europäischen Ländern geführt. Die in Europa verübten Attentate sind keine Importe, sondern das Ergebnis von Rekrutierungen und „Bekehrungen“ in den eigenen Ländern. Unter den Terroristen des IS und den Attentätern befinden sich zahlreiche ohne muslimische Vorgeschichte zum Islam Konvertierte. Die 71 in einem Schlepper-LKW auf einem österreichischen Autobahnparkplatz im heurigen Sommer abgestellten geflüchteten Erstickten, die 900 mit einem einzigen Schlepperschiff im heurigen Frühjahr über das Mittelmeer geflüchteten Untergegangenen sind keine Einzelfälle, sondern nur die bisher größten bekannten Massentodesfälle von Flüchtlingen, die als Flüchtlingstragödien kurz für Erschrecken und Irritationen sorgen.

Die Verarbeitung geschieht schnell. Eine Woche nach dem Auftreten einer neuen, noch größeren Flüchtlingskatastrophe oder eines neuen, noch größeren Anschlags ist alles wieder vorbei und die Aufmerksamkeit wendet sich anderen Dingen zu, meist Banalitäten, und sie gehört dem Thema Flüchtlinge auch nur so lange, so lange aus ihm politisches Kapital geschlagen werden kann. An einer grundlegenden, grundsätzlicheren, umfassenderen Befassung besteht nicht das geringste Interesse. Spektakuläre Zahlen und Bilder sind interessant, nicht die Ursachen für Flucht oder Strategien gegen Eskalationen. Die Bewältigung der ausgerufenen und ausgesessenen Krisen bleibt privaten Initiativen überlassen und der rechten Propaganda, die im Internet ein unerschöpfliches Reservoir für immer neue, „von anderen verschwiegene“ Nachrichten vorfindet und selbst entwickelt.

### Reißerisch bis demagogisch

Das deutsche Nachrichtenmagazin „Focus“ verwendet bei seinem Online-Auftritt für Nachrichten, die mit Syrien, dem Irak und damit zusammenhängenden Anschlägen oder Flüchtlingstragödien zu tun

haben, schon seit Monaten denselben, leicht variierten marktschreierischen Antexter: „Irak, Syrien, Libyen – in diesen Ländern wütet die Terrormiliz 'Islamischer Staat' besonders brutal. Im Irak bleibt die Lage angespannt. In Syrien hat das Assad-Regime Gebiete an den IS verloren ...“. Man wartet richtiggehend darauf, dass einem an irgendeiner Stelle dieses Online-Auftritts gesagt wird: „In der nächsten Folge erwartet Sie ...“. Und weil es so viel ist, was sich an Informationen zu den Themen Anschläge und Flüchtlinge anbietet, berichtet der „Focus“ in sich überschlagenden Meldungen mit von den weltweit wechselnden Schauplätzen des Geschehens bis auf die Minute genauen Zeitangaben, was wie seit wann in der Welt ist oder in die Welt gesetzt worden ist. Mit rechter Politik hat das alles nichts zu tun, aber mit Sensationsbegeisterung, Einstimmung, Aufstachelung und damit letztlich genauso mit Propaganda, wie sie Nationalisten und Rechtsextremisten für an der Zeit und geboten halten.

Wie die Folgen der zugelassenen Flucht aussehen, präsentiert ein anderes FPÖ-Medium in einer seiner aktuellen Ausgaben, die Zeitschrift „Zur Zeit“, mit einem Foto, das anlässlich der 100-Jahr-Feier des Kindergartens Vorgartenstraße im 2. Wiener Gemeindebezirk am 14.5.2014 aufgenommen wurde und auf dem zahlreiche Kinder zwischen 4 und 6 Jahren mit Vertretern der Stadt und des Bezirks sowie den Kindergartenbetreuerinnen abgebildet sind. Aus der ursprünglichen Bildunterschrift „Die Kinder feierten ...“ mit den winkenden Kindern wurde die neue Bildunterschrift: „Die rassistische Durchmischung ist unübersehbar“. Allzu weit weg von der unzweifelhaft rassistischen „Berichterstattung“ des Grazer FPÖ-Organs „Uhrturn“ und der Wiener FPÖ-Zeitung „Zur Zeit“ bewegt sich aber auch die auflagenstärkste österreichische Tageszeitung „Kronen Zeitung“ nicht, die wegen ihrer Flüchtlingsberichterstattung in einem Artikel vom Juli dieses Jahres („Der IS auf dem Weg zu uns“), wegen „pauschaler Diffamierung und Verunglimpfung von Flüchtlingen als potentielle Terroristen“ vom Österreichischen Presserat verurteilt wurde: „Die „Kronen Zeitung“ suggeriere, dass jeder, der sich als Flüchtling ausbebe, eigentlich auch ein Terrorist sein könnte, und dass man sich bei keinem sicher sein könne, da keiner von selbst zugeben werde oder es 'auf dem Kopf stehen' habe, dass er ein Terrorist sei.“ (Austria Presse Agentur, 30.11.2015)

All diesen Artikeln und Medien gemeinsam ist das Interesse an „Zuspitzung“ bzw. Eskalation, bis auch die letzten Gegner radikaler Maßnahmen überzeugt sind, dass es eine schärfere Gangart und eine härtere Hand braucht.



## „Letztlich“

In einem nach den Anschlägen in Paris der Europa-Online-Ausgabe des US-Magazin „Politico“ am 13.11.2015 gegebenen Interview sagt der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán, der Ungarn bereits zu einem autoritär regierten Staat gemacht hat und sich das auch von allen anderen europäischen Ländern wünscht, klipp und klar, worum es ihm und seinen rechten Parteifreunden in ganz Europa geht: „Alle Terroristen sind letztlich Migranten. Die Frage ist nur, wann sie in die Europäische Union eingewandert sind“. (Politico, 23.11.2015)

Für Orbán besteht eine „überwältigende logische“ Verbindung zwischen dem Terror und der Einwanderung von Muslimen nach Europa und das dadurch entstehende Ausmaß der Gefährdung: „Wenn Sie Tausende oder Millionen von Unbekannten in Ihr Haus lassen, dann steigt das Terror-Risiko erheblich“. Auch Orbán sagt nicht ausdrücklich: „Alle Migranten sind Terroristen“, gibt es aber in jeder seiner Ausführungen zu verstehen. Er und seine Parteifreunde der rechten EU-Fraktion sehen die Chance für ihr politisches Konzept zum Umgang mit Flüchtlingen gekommen, sie auszusperren und, wenn und wo das nicht möglich ist, für sie die Verfassungsrechte und die Menschenrechte außer Kraft zu setzen. Orbán bezieht sich mit seiner Äußerung genauso auf alle jetzigen wie auf alle früheren Einwanderer aus der Eltern- und Großeltern-Generation und auf jeden und jede, der oder die mit und ohne Staatsbürgerschaft in den Ländern der EU geboren wurde und nie woanders gelebt hat und lebt.

Das alles ist nur mehr um Handbreite von den faschistischen Systemen und Regierungen, der nationalsozialistischen Rassenlehre und den Militärdiktaturen in Europa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entfernt und hat mit Terrorbekämpfung, Flüchtlingspolitik und Integration nicht das Geringste zu tun, sondern dient ausschließlich dem Machterhalt in bereits autoritär regierten Ländern wie neben Ungarn auch Polen oder zur Machtübernahme in den Ländern, die an der Kippe stehen, zu autoritär regierten Ländern zu werden, wie Schweden, Österreich oder Frankreich. In Österreich mit einer FPÖ, die mittlerweile ganz ohne ihr Erfolgsrezept von Ende der 1990er-Jahre, einer Mischung aus Neoliberalismus und Nationalismus, ihr Auslangen findet und als nur noch nationalistische Partei so erfolgreich ist wie nie zuvor.

## „Stimmen gegen Rechts“

Es ist nicht besonders sinnvoll, mit einzelnen ungehörten Aufrufen oder Petitionen und Protesten auf jede weitere Äußerung in dieser Richtung einzugehen und damit in erster Linie den eigenen moralischen Ansprüchen zu genügen, die Konsequenz daraus muss vielmehr eine ebenso größere Vernetzung über die Grenzen hinaus und innerhalb Österreichs zur Verhinderung der weiteren Ausbreitung von nationalistischem, rechtsextremem und totalitärem Gedankengut sein. Aus diesem Grund haben die deutschen, Schweizer und österreichischen Autorenberufsverbände Verband Deutscher Schriftsteller (VS), Autorinnen und Autoren der Schweiz (AdS) und die IG Autorinnen Autoren im heurigen Herbst die ständige Zusammenarbeit in dieser Frage beschlossen und bei der heurigen Frankfurter Buchmesse zum ersten Mal eine gemeinsame Veranstaltung unter dem Titel „Stimmen gegen Rechts“ durchgeführt.

In Folge dieser Veranstaltung entstand noch an Ort und Stelle eine auch für Österreich allein vorgesehene Fortsetzung, mit der vor allem durch künstlerische Arbeiten und Zusammenarbeit und mit gemeinsamen Auftritten von Autorinnen und Autoren auf die Problematik und auf Gegenstrategien aufmerksam gemacht werden soll: „Stimmen gegen Rechts“ wurde bei der heurigen Frankfurter Buchmesse ins Leben gerufen und ist eine Plattform von Autor/inn/en und Künstler/inne/n, die sich literarisch und künstlerisch mit rechter Politik auseinandersetzen und rechter Propaganda mit literarischen Texten und künstlerischen Arbeiten und Mitteln begegnen. 'Stimmen gegen Rechts' ist Grundsätzen und keinen bestimmten aktuellen Themen verpflichtet oder bei ihren Aktivitäten auf Aktualität bedacht. Die Plattform versteht sich als ständige aufmerksame Beobachterin der Entwicklungen in allen gesellschaftspolitischen Zusammenhängen und bei allen gesellschaftlichen und politischen Gruppierungen.

Von Literatur, Musik und bildender Kunst geht für diktatorische Systeme soviel Gefahr aus, dass ihre Verfasserinnen und Verfasser verfolgt, die Ergebnisse künstlerischer Tätigkeiten verboten und zerstört und Literatur einer strengen Zensur unterworfen sowie Musik, Tanz oder ganze Teile der bildenden Kunst generell untersagt werden. Dieser Stärke ist sich die Plattform 'Stimmen gegen Rechts' bewusst. Sie wird sie sich zunutze machen.“ (Gründungserklärung, November 2015)

Sarah Ellersdorfer

## Bildpolitiken

Ein General hält einem in Zivil gekleideten jungen Mann seine Pistole an den Kopf. Wenn man das Foto genauer betrachtet, kann man sehen, wie die Patrone gerade eben den Lauf verlässt. Rechts daneben eilt ein uniformierter Mann vorbei. Er ist nur wenige Meter von der Szene entfernt, würdigt sie aber keines Blickes. Links daneben befindet sich eine Gruppe von Soldaten, einer von ihnen schaut der Hinrichtung zu, mit verzerrtem Gesicht.

Nun sind Erschießungen im Krieg nicht gerade etwas Außergewöhnliches. Das erkennt man schon im Foto selbst: Der Großteil der Anwesenden interessiert sich nicht dafür. Solche Bilder, wie diese Hinrichtung in Saigon (das Bild wurde bekannt unter dem Namen *Saigon Execution*), das Eddie Adams 1968 geschossen hat, hätten massenweise die Medien schwemmen können. Und doch wurde dieses eine Foto zur Ikone der Antikriegsbewegung.

Adams Foto verfügt über eine Qualität, die nur Standbilder haben können. Sie frieren einen Moment ein. Im Film folgt ein Bild in Sekundenschnelle dem anderen, die Momente verschlingen sich gegenseitig, alles wird in seiner Konsequenz gezeigt. Die *Saigon Execution* hat dagegen etwas Gespenstisches. Wenn wir das Bild sehen, wissen wir, dass der Mann bereits tot ist. Das Foto verweist auf eine Zukunft außerhalb seiner selbst und friert gleichzeitig diesen einen Moment ein, in dem der Mann noch lebendig ist. Der Horror des Tötens ist in dem Bild für immer konserviert. Fotografien können eine politische Stoßkraft entfalten, weil sie an unser Gefühl appellieren. Ein Text braucht dafür mehr Zeit und Raum, er enthält komplexere Informationen, Argumente und Reflexionen. Dagegen sehen wir ein Bild und sind sofort persönlich betroffen. Und je betroffener uns ein Bild macht, desto eher werden wir uns daran erinnern.

Das Bild eines kleinen toten Jungen, der, mit dem Gesicht zum Boden, an einem türkischen Strand in der Brandung liegt, wurde diesen Herbst zum Schlüsselbild für die Debatte über den Umgang mit Menschen auf der Flucht nach Europa. Es handelte sich dabei um Aylan Kurdi, dessen Familie aus Syrien in die Türkei geflohen war. Sein Leichnam wurde an einem Strand in Bodrum am 2. September 2015 aufgefunden, nachdem seine Familie versucht hatte, Griechenland mit einem Boot zu erreichen. Volker Pook, Professor an der Technischen Hochschule in Berlin, beschreibt das Potential des Fotos in einem Interview mit N24 folgendermaßen: „Ich glaube, dass die Massenbilder des Budapester Bahnhofs nicht so greifbar sind, weil ich mit meinen Augen an keiner einzigen Person wirklich hängen bleibe. Bei dem einzelnen Kind konzentriert sich mein Blick sofort auf dieses einzelne Schicksal. Und Kinder sind natürlich viel höher von der Gefühlswelt her in der Erwachsenenwelt anzusiedeln, weil das Kind soll geschützt werden.“

Die Medienanwältin Maria Windhager hielt dagegen, dass die Veröffentlichung eines solchen Bildes, ein totes Kind instrumentalisiere und keinerlei Belegfunktion habe.

Sie hat Recht. Genauso wie im Kriegsfall wissen wir, dass laufend und bereits seit langer Zeit Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken. Und natürlich wurde das Kind instrumentalisiert, um bestimmte Emotionen hervorzurufen, Stimmung zu machen, politischen Druck auszuüben. Man erinnere sich nur an den Tunesier Mohamed Bouazizi, der sich im Dezember 2010 selbst anzündete und damit eine solche Aufruhr in den sozialen Medien auslöste, dass er es schaffte die Diktatur Ben Alis ins Wanken zu bringen. Dieser Aufruhr endete schließlich im Arabischen Frühling.

Auch hier informierte das Foto die Bevölkerung nicht über die Willkür und die Schikanen der Diktatur. Es wurde zum Katalysator einer Revolution, weil es die Unterdrückung, die jeder spürte, versinnbildlichte. Und da es sooft geteilt wurde, war sich der Einzelne plötzlich bewusst, dass er eine Masse war.

Ein Foto verbreitet sich viral, weil es Beweis einer bereits vorhandenen Stimmung ist. Es findet eine positive Rückkopplung statt, denn je häufiger etwas publiziert und gesehen wird, desto wichtiger wird es. Weil es prominent selektiert wird, wird es zum Themenindikator in den Medien. Sein besonderer Nachrichtenwert ist nicht seine Information selbst (ein syrisches Kind ist am Strand von Bodrum tot aufgefunden worden), sondern was diese Information emotional auslöst und bei wie vielen Menschen.

Gegen ein Foto kann man nicht argumentieren, es ist eindeutiger Beweis für etwas. Das Bild Gaddafis als entstellter Leichnam, wurde nicht nur deswegen massenhaft publiziert, weil er ein Täter war, sondern einfach weil sein Tod damit nicht bestreitbar war. Anders wie der tote Junge, löste die Veröffentlichung dieser Fotos keine große Diskussion über Persönlichkeitsrechte aus. Das Foto war eine Trophäe.

Genauso kann man den emotionalen Effekt einer Aufnahme nicht ungeschehen machen. Aber gerade weil seine politische Macht in den Affekten besteht, die es auslöst, kann diese Stimmung von unterschiedlichsten Positionierungen vereinnahmt werden.

Der blog *mmnews* zum Beispiel, griff einen Bericht von *Sky News* auf, in dem die Tante des toten syrischen Jungen aussagte. Sie erzählte, dass der Vater keine Zähne mehr gehabt habe und wegen seinem schlechten gesundheitlichen Zustand dringend nach Kanada zu seiner Schwester wollte. *Mmnews* folgerte daraus, dass der Vater nach Europa – wahrscheinlich Deutschland – wollte, um dort die Vollkasko-Versicherung für seine Zahnbehandlung auszunützen. Auf dem Boot hätte nur er eine Schwimmweste getragen, während er sich nicht um den Schutz seiner Kinder und Frau kümmerte. So wird das Fehlende im Bild – die Schwimmweste – zu einer Reaktion gegen das verantwortungslose und egoistische Handeln des syrischen Vaters.

Inzwischen weiß man, dass der Vietcong, der auf Eddie Adams Bild hingerichtet wurde, kurz zuvor maßgeblich an der Ermordung einer amerikanischen Familie beteiligt gewesen war. Adams selbst sagte in einem Interview mit der *Times* 1998, dass Bilder lügen, auch wenn sie nicht manipuliert werden würden. Sie erzählten nur Halbwahrheiten. Adams bereute es zutiefst, das Foto jemals veröffentlicht zu haben, da der abgebildete Polizeichef nach dem Krieg nie wieder einen Fuß auf den Boden bekommen hatte.

Fotos lösen in uns starke Gefühle aus, in ihrem Informationsgehalt bleiben sie aber im Ungefähren stecken. Die Bilder die wir von flüchtenden Menschen zu sehen bekommen, sind sehr oft Bilder von Massen, die auf den Betrachter des Bildes zu marschieren. Und es ist nicht verwunderlich, es beunruhigt, wenn man sieht wie ein schier endloser Zug von Menschen in seine Richtung läuft. Das Problem ist die Indifferenziertheit des Bildes: diese Menschen marschieren ja nicht eigentlich auf mich zu, ich weiß eigentlich gar nicht wohin sie ziehen. Ich weiß auch oft nicht, von wann das Bild stammt. Ob dieser Zustand aktuell ist oder akut war.

Was ich weiß, aus der Auseinandersetzung mit dem Thema, ist, dass es sich hier nicht um einen Zuzug von Menschen handelt, die geschlossen an einen Ort wollen. Sondern es handelt sich um lauter Einzelschicksale, die in manchen Fällen zu ihren Familien wollen, in anderen Fällen einfach an jenen unbestimmten Ort, an dem sie wieder eine Zukunft haben. Diese Massen- oder Gruppenbilder sind der Bildtypus der Flüchtenden geworden. Sie haben keine Schlüsselfigur, kein „Gesicht“, das für ihre Sache steht.

Viel seltener sieht man im Vergleich Fotos von den Orten, von denen die flüchtenden Menschen kommen. Solche Bilder hätten sogar einen informativen Gehalt. Aber ohne eine differenzierte Darstellung der Hintergründe, löst ein Foto im besten Fall eine emotionale Reaktion in uns aus. In welchem Kontext diese steht ist im Bild selbst nicht enthalten.

Das stellte Walter Benjamin in *Kleine Geschichte der Photographie* ebenfalls fest: „Die Beschriftung wird wesentlicher Bestandteil werden, weil die photographische Konstruktion sonst im Ungefähren stecken bleiben muss.“

#### Quellen:

Maria Windhager zitiert aus red.: *Totes Kind auf „Profil“-Cover: Kritik an Instrumentalisierung*. In: *standard.at*, 6. September 2015

*Toter syrischer Junge: Vater wollte neue Zähne in Europa*. In: *mmnews.de*, 5. September 2015

Adams, Eddie: *Eulogy: General Nguyen Ngoc Loan*. In: *content.time.com*, 27. Juli 1998

Benjamin, Walter: *Kleine Geschichte der Photographie*. In: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Edition Suhrkamp 1963 (65-94).

Im Herbst 2014 dokumentierten Sarah Ellersdorfer und Moritz Hauthaler die Lage der Flüchtlinge in Melilla auf beiden Seiten des Zaunes. Indem sie einzelne junge Männer über einen längeren Zeitraum hinweg begleiteten, versuchten sie entgegen der vorherrschenden Bildpolitik nicht Massen, sondern Individuen zu zeigen. Die folgenden Aufnahmen stammen aus dieser Serie.





E 1734 CPN

























Barbara Frischmuth

## Nachdenken über Alternativen

zu einem Wort wie „Flüchtling“

Ich habe lange darüber nachgedacht, ob es echte Alternativen für das Sprechen und Schreiben zum Thema Flüchtlinge gibt, die nicht als politische Korrektheit, die kaum etwas an den Tatsachen ändere, empfunden oder als von oben verordnete Sprachregulierung abgelehnt, beziehungsweise ironisiert werden würden, was die Situation von zur Flucht Genötigten nicht unbedingt verbesserte.

Ich glaube auch nicht, dass sich der von Elfriede Jelinek stammende, mehrsilbige Begriff Schutzbefohlene (den ich persönlich sehr treffend finde), eine Chance hätte, sich bei Skeptikern und Gegnern durchzusetzen, ebenso wenig wie der Begriff Schutzsuchende. Auch da wirkt die Mehrsilbigkeit für den alltäglichen Gebrauch eher umständlich.

Dem Wort Flüchtling sein Diminutiv vorzuwerfen, halte ich nicht unbedingt für gerechtfertigt, da es zumindest einen wichtigen Aspekt des Begriffs repräsentiert, nämlich die Erschöpfung und das Angewiesensein auf Hilfe und Unterstützung. Dass es auch so etwas wie die Freiwilligkeit der Flucht suggerieren soll – nun, im Gegensatz zu den ehemaligen sowjetischen Volksrepubliken, werden Menschen aus Afrika und dem Nahen Osten meines Wissens von ihren Heimatländern nicht unter Androhung schwerer Strafen (bis hin zur Todesstrafe) daran gehindert, diese zu verlassen. Es sei denn, es handelt sich um desertierende Militärs. Die Gründe für Flucht sind und waren nicht immer und überall dieselben oder die gleichen, auch wenn es dabei sehr oft um Leben und Tod geht.

Für viel wichtiger, als ein Wort wie Flüchtling durch ein anderes zu ersetzen (das, so sich die Situation nicht grundsätzlich ändert, ebenfalls bald pejorativ konnotiert sein wird) halte ich es, den gesamten Kontext zu versachlichen. Sich der Naturkatastro-

phenrhetorik ebenso zu enthalten wie Versprechungen in der Art von, wenn die aus Ländern mit anderen Sprachen Kommenden nur Deutsch lernten (was unverzichtbar ist) und sich an unsere Lebenspraxis annäherten (was ratsam ist), würde alles gut werden. Die Enttäuschung wird nämlich umso größer, wenn sich herausstellt, dass Deutsch zu lernen allein noch keine Garantie für eine gesicherte Zukunft bedeutet.

Was also dringend nottut, ist ein Diskurs - vorbei an Verteufelung und Verharmlosung, an erkennbarem Hass und zur Schau gestellter Menschenliebe, an Gegenwartspanik und illusionärer Zukunft - über das, was ist: Hunderttausende Menschen, von Krieg und Elend zur Flucht getrieben, sind auf der Suche nach einem neuen Leben zu uns gekommen und das spaltet unsere Gesellschaften. Die vordringliche Frage lautet also, wie man einen Konsens erzielen kann, um den unter größten Strapazen geflüchteten Menschen dieses neue Leben zu ermöglichen und was die zur Flucht gedrängten Menschen von sich aus tun sollen, um sich in diesem neuen Leben zurechtzufinden, ohne sich vor neuer Verfolgung fürchten zu müssen.

Ein Blick auf die Realverfassung der europäischen, das heißt, unserer Staaten, lehrt, dass Euphorie unangebracht ist (siehe brennende Asylanten-Heime), Empathie und Einschätzungsvermögen jedoch in doppelter Hinsicht (sowohl den gerade Angekommenen als auch den - euphemistisch gesagt - skeptischen Ansässigen gegenüber) mehr als gefragt sind.

Eine neue Sprache für diese enorme Anstrengung zu finden, die sowohl die einen als auch die anderen verstehen, kann dabei von großem Nutzen sein und uns vielleicht ein Stück näher zum Tun bringen. Denn Flüchtlinge hin, Schutzbefohlene her, sie brauchen entsprechende Unterkünfte, Verpflegung und die Möglichkeit, dieses neue Leben selbst in die Hand zu nehmen. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, was passiert, wenn das nicht gelingt.

Übrigens müssen Wörter, die pejorativ konnotiert sind, das nicht unbedingt bleiben. Das wurde mir erst neulich wieder bewusst, als die Galerie Ropac in Salzburg 35 Künstler, in diesem Fall Maler, Bildhauer, Schauspieler und Schriftsteller bat, Werke zum Verkauf freizugeben, deren Erlös den Flüchtlingen zugute kommen sollte, oder Statements zu verfassen, die dann in Leuchtschrift gesetzt wurden, um die Aufmerksamkeit auf Lage und Befinden von Flüchtlingen zu lenken.

Keiner und keine der Teilnehmenden, die während des Zweiten Weltkriegs oder danach von Elend und Vertreibung zur Flucht

gezwungen worden waren, hatte Schwierigkeiten, von sich als ehemaligem Flüchtling zu sprechen. Im Gegenteil. Sie sahen diese Phase ihres Lebens als personsbildend und waren im nachhinein stolz darauf, den Kampf um ein neues Leben auf ihre Weise gemeistert zu haben.

Michele Marullo<sup>1</sup>

## An Merkur

<sup>1</sup> Auch Michael Marullus. Er wurde ca. 1457 auf der Peloponnes geboren, aber seine Familie flüchtete bereits 1458 über Ragusa (Dubrovnik) nach Kalabrien. Marullo lebte als Gelehrter, Dichter und Söldner hauptsächlich in Rom, Neapel und Florenz. 1497 druckte die Societas Colubris (Florenz) seine *Hymni naturales*. 1500 ertrank er in der Cecina.

Das war also, wehe, oh aller Götter  
Guter König, mir als Geschick beschlossen,  
Fremden Zungen Griechenlands Heiligtümer  
Anzuvertrauen,

Und als Erster neu nach Jahrhunderten den  
Dreifuß orphisch tönen zu lassen, als ein  
Exilierter, lauthals das Tal des Arno  
Schallen zu lassen.

Dennoch, meinem Delphi zu danken hab ich  
Und dem Sohn der seligen Maia, dass sie  
Mein Exil nicht schändlich sein ließen, nicht voll  
Nutzlosem Zögern,

Dass sie bei mir blieben, durch viele Länder,  
Raues Meer, als mich das Geschick herumwarf,  
Dass sie reich auf Skythisch und auf Lateinisch  
Verse mir gönnten.

Einst, wenn ich nicht eitel und falsch die Zeiten  
Deute, wird vielleicht dem Exil noch seine  
Zierde werden, neidisch beäugt selbst von  
Großen Tyrannen.

Bis dahin will ich dich besingen, wenn nicht  
In der Heimat seliger Sprache, doch in  
Der, die mir gegeben, im süßen Abend,  
Wie auch am Morgen,

Du der Dichter Fürst, du aus beiden Welten,  
Merkur, Übersetzer und Vater, der als  
Erster Ehre gab diesen Saiten und der  
Sprache die Fülle,

Der die jungen Völker mit sanfter Kunst ab  
Vom gewohnheitsmäßigen Morden brachte,  
Sie mit Weitsicht zog aus den Wäldern in ein  
Besseres Leben,

Der aus Marmorblöcken die Mauern wachsen  
Ließ zum Klang der Lyra, da das Gestein dem  
Zittern deines Daumes, den süßen Klängen  
Folgte und nachsprang.

Was berichte ich noch von den Gesetzen,  
Von den vielen Wohltaten deines Geistes,  
Ohne die vergeblich wir Dörfer bauen,  
Wälder verlassen?

Du durchquerst, ein schweifender Fremder, Stürme  
Auf der rauen Adria, bringst die Gaben  
Chinas nach Cadiz, nach Britannien aus  
Baktrien, als ein

Nimmermüder Kaufmann, dass alles auf der  
Erde allen Völker verfügbar werde.  
Zu dir beten, flehen dein Janus und das  
Geizige Forum,

Jener, der gelernt hat, die Zukunft aus dem  
Flug der Vögel, aus dem Gedärm zu sehen,  
Jener, der die Sandkörner und die Wellen  
Allesamt aufzählt,

Oder jener glänzende Grieche in den  
Stadien, der wilder Oliven Reichtum  
Anstaunt und die Arme entblößt, wenn wieder  
Zeit ist für Spiele,

Oder jener, fröhlich in edler Sorge,  
Dessen weiter Geist die Gestirne und den  
Äther selbst betrachten und ihre Namen  
Aussprechen kann.

Leichten Schlaf zu geben und zu verweigern,  
Dir obliegt es, Vater und Argosslächter,  
Dir, des Nachts im Schlaf den Beschluss der Götter  
Uns zu eröffnen,

Dir, mit deinem goldenen Zweig die toten  
Seelen von ihren Gräbern zurück zu rufen,  
Sie zurück zu bringen in des Avernus  
Grässliche Räume.

Sei mir, wahre Zier des Exils, gegrüßt, du  
Süße Tröstung eines besiegten Landes,  
Der du reges Denken genauso förderst  
Wie unsre Taten.

*Aus dem Lateinischen von Tobias Roth.*



Verena Stauffer

## Die Ordnung der Linge

Als Kern hatte ich keine Gegner. Da war keiner, der mir entgegenstand, anders war, sich abgrenzte, denn ich war das Zentrum. Ich war innen und doch könnte einer sagen, meine Entgegengesetzten waren das Fruchtfleisch und die Schale, die mich einerseits einst einhüllten und andererseits zuvor aus mir herausgewachsen waren. *Es wird einer zu jemandem, der sich abgrenzt und es wird einer zu jemandem, in einer Masse, der anders ist und jeder ist anders als der andere, aber je andersartiger einer ist, desto mehr fällt er auf, denn einer hört dort auf, wo der andere beginnt und je mehr er auffällt, desto größer wird die Menge derer, die ihn nicht verstehen und ihn deshalb verachten oder in seltenen Fällen, bewundern.* Ob ich je Wurzeln bilden und etwas aus mir herauswachsen würde wusste ich nicht und wenn ich eine Sprache gehabt hätte, dann hätte ich danach gefragt, aber ein Kern zu sein bedeutet auch, neben der Tatsache große Möglichkeiten in sich schlummern zu haben, nicht sprechen zu können. Alle Informationen der Pflanze, die ich sein könnte, waren in mir versammelt und wenn die richtigen Bedingungen herrschten, würde ich eines Tages Früchte tragen. Das Schwierige war, als Kern konnte ich mich nicht bewegen, nichts sehen, hatte keine Hände und Füße, lag nur da. Gelähmt. Ohne Vergangenheit und ohne Erinnerungen. Da waren keine Geräusche. Es war still.

*Manchmal muss man schlafen, um zu überleben, schlafen, damit man etwas werden kann, damit man wieder von seinen Träumen träumt. Schlafen, um die Wahrheit zu träumen.*

Was aus mir wurde, erzähle ich später, jetzt geht es darum, was ich als Kern war. Von den anderen Kernen neben mir wusste ich nichts. Wir waren in einem Labor und wurden untersucht. Manche im Regal, in den Gläsern über uns, hatten ausgetrieben, doch auch das wusste ich nicht. Es zu wissen hätte mir geholfen,

es hätte mir eine Perspektive gegeben. Ich lag in mein Schlummern eingebettet, bis die Schmerzen kamen und der Druck in mir größer wurde, als stünde ich kurz davor zu zerbersten. Es war ein schneidender Schmerz, ich dachte, jemand zerschnitt mich von innen mit einer Machete. Der Druck nach unten. Ein wundes Gefühl. Bis ich mich öffnete und ein Trieb aus mir drang, bis ich austrieb und eine Wurzel gebar, zuerst einen langen weißen Trieb, als hätte ich einen Rattenschwanz, bis er sich verzweigte und wie Nerven Stränge bildete und auch die Kerne neben mir Wurzeln gebaren und austrieben, aber sie waren anders, sie sahen anders aus, sie hatten andere Informationen in sich, deshalb wurden wir in unterschiedliche Regale gestellt und getrennt versorgt, denn wir hatten andere Bedürfnisse. Licht, Schatten, Wasser. Nichts wäre aus uns geworden, hätte man uns gleich behandelt. Wir wären Kerne geblieben. Plötzlich war ich ein Steckling, dann wurde ich ein Setzling. Wir wurden alle Setzlinge, was nicht hieß, dass wir alle gleich waren. Man grenzte uns voneinander ab, man wusste, was jeder von uns brauchte. Wir waren Zöglinge, so nannten sie uns, manche nannten sie Abkömmlinge und eines Tages, im Frühling, kamen die meisten von uns auf ein Feld und als sie blühten, flogen die Schmetterlinge um ihre Köpfe und danach fraßen die Schädlinge sie ab.

Früher lebte ich in einem anderen Land, in einem, in dem es große Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht gab und unter mir, im Talkessel, lag eine Stadt, in der aus allen Richtungen Musik klang. Es war eine Stadt im Land der Äpfel, um sie erhoben sich Hügel voller Apfelplantagen und zur Ernte kamen Frauen in langen Röcken, sie trugen Tücher um ihre Köpfe und ernteten die Früchte der anderen Bäume um mich herum. Wenn ein Sturm aufkam, fielen die Äpfel von selbst und rollten auf die Stadt zu. Ich war eine wilde Frucht, mich beachteten sie nicht. Sie dachten, ich sei nicht süß, denn es wird gesagt, bei wilden Bäumen dufteten die Blüten und nur bei edlen Bäumen schmeckten die Früchte. Auf mich traf beides zu, doch niemand kostete von mir. Tonnen von Äpfeln wurden in die Stadt gebracht, auf die Basare, zu den Lastwägen, in die Flugzeuge. Ich blieb auf meinem Ast hängen. Eines Tages war ich reif, doch da war schon alles anders geworden, niemand kam mehr um die Äpfel zu ernten und es drang kein Gesang mehr aus den Lautsprechern der Moscheen. Durch die Luft flogen Raketen. Die Äpfel verrotteten und auch mir drohte eine Fäulnis. Bis mich einer pflückte und in seinen Rucksack steckte, das war der Tag an

dem alles begann. Er verlor ihn, ein anderer fand ihn, nahm ihn mit sich, holte mich heraus, aß meine Frucht und steckte mich in ein Reagenzglas. Es war berührend, wie sehr ich von meinem Finder umsorgt wurde. Wie sehr er wusste und beachtete, was ich brauchte um mich wieder zu entwickeln, zu etwas Neuem, in Wahrheit unendlich Altem. Doch wieder war ich von Grund auf anders als jede andere Pflanze um mich herum, meine Andersartigkeit war in mir und niemand konnte sie mir nehmen, niemand wollte das, denn man war neugierig auf mich. Einer nannte mich Findling.

Als Pflanze hatte ich wenige Fähigkeiten mich anzupassen, Veränderungsprozesse verliefen über große Zeitspannen, oft über mehrere Generationen. Mit viel Aufwand gewöhnte man mich an die neuen Temperaturen und Umstände, vielleicht würden einst die genetischen Informationen meiner Samen manipuliert und meine Nachkommen anders als ich sein. Angepasster, an das neue Klima, resistenter, gegen neue Einflüsse. *Je mehr man sich von anderen unterscheidet, desto schwieriger ist es, zu überleben.* Ich habe Feinde, die für endemische Pflanzen keine Feinde sind. Mein Botaniker versucht mich, als fremde Pflanze, so gut kennenzulernen, meine Bedürfnisse so weit zu erfüllen, um mein Überleben und jenes meiner Abkömmlinge zu sichern. Nach einiger Zeit hatte ich ein eigenes Haus aus Glas, in dem auch der Temperaturunterschied von Tag zu Nacht so stattfand, wie es zuhause war. Man wollte mich erhalten. Und man hoffte, ich würde eines Tages blühen. Der Botaniker, der mich als Forschungsobjekt betreute, hieß Braun, er nannte mich seinen Kernling. Und später nannte er mich Keimling. Er kümmerte sich um mich, bis ich wirklich angekommen war, bis ich das hatte, was ich brauchte. Bis ich hier zuhause war.

Denn was braucht ein Kern?

Eine Erde. Ein Licht. Ein Wasser.

Und was braucht ein Mensch?

Ein Wasser. Ein Brot. Eine Liebe.

Ein Bett. Ein Dach.

Eine Aufgabe. Ein Einkommen.

Ein Wasser. Ein Brot.

Ein Bett.

Ein Licht.

Eine Liebe.<sup>1</sup>

Ich bin wichtig, denn ich bin ein Kern. Um mich kümmert sich die Wissenschaft. Vielleicht werde ich eines Tages erblühen und

<sup>1</sup> Vgl. Mayröcker, Friederike: Notizen auf einem Kamel. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1992.

Früchte tragen, mich vermehren. Dazu bräuchte ich einen Ort. Solange ich nicht eingepflanzt bin, bleibe ich irgendein Ling. Und Ling, das klingt immer so nach Flüchtling. Ich will keinen Namen, der für viele gilt. Ich habe einen eigenen Namen.

*Anders als ein Kernling, kann ein flüchtender Mensch nicht nur nichts machen, er darf auch nichts machen. Aber anders als ein Kern, kann er sprechen und anders als ein Kern, kann er befragt werden. Wie ein Kern, kann auch er aufblühen, er, der Flüchtler. Und auch sie, die Flüchterin.*

*Sein und ihr Kennzeichen: kein Zuhause. Das ist, was ihn unterscheidet und schwächt. Denn was Zivilisation ausmacht, ist Sesshaftigkeit. Und ein Mensch ohne Ort ist kein Mensch. Er ähmt dann in den Augen der Zivilisation mehr den Tieren, denn er hat keine Sprache, die wir verstehen, er ist nur mehr irgendein Ling in einer Herde von Lingen.*

Auch ich als Kern muss eingepflanzt werden, ohne Ort bin auch ich als Kern nichts. Meine Anlagen können nicht aus mir heraus und die Menschen werfen die Kerne weg.

Wer kein Zuhause hat, bekommt einen anderen Namen, ihm wird seine Eigenständigkeit entzogen und er kann nichts dagegen tun, außer er findet eine Art Menschen, wie ich einen gefunden habe, der ihm hilft, sich einzupflanzen und seine ureigenen Eigenschaften zum Austreiben zu bringen.

*Die fremden Eigenschaften werden vielleicht eines Tages die unseren und unsere Eigenschaften jene der Fremden, vielleicht werden wir Fliehende, während die Fliehenden jene Menschen werden, die uns sagen, dass wir in unserem Land Tücher um die Köpfe tragen sollen und wir tun es, wir tun es gerne, weil es schön ist, ein Tuch zu tragen – vielleicht werden wir alle, wie Gentechniker, die schlechten Anlagen der Menschen- und Pflanzenzellkerne aus der Erde hinausschießen, bis sie im All verglühen, wie alte Sterne. Vielleicht werden wir Badehauben für die Mädchen erfinden, die Kopftücher tragen, damit sie mit unseren Kindern schwimmen gehen können, vielleicht werden alle Menschen und Kerne Badehauben tragen, Tag für Tag, jahrein, jahraus – aus Solidarität mit den Mädchen, die Kopftücher tragen und im Sommer nicht schwimmen gehen dürfen. Vielleicht binden wir der Welt ein Kopftuch um, nur für die Mädchen, damit sie sind, wie unsere Mädchen sind. Und wir stecken ihnen Zigarettenspitzen in den Mund.*

In meinem Land gingen die Menschen nicht zum Baden.

*Kein Sessel. Kein Bett. Kein Herd. Keine Glut. Liebling. Es kommt von irgendwoher die Idee, alles zu vereinheitlichen, in eine Form zu bringen. Es kommt von irgendwoher die Idee der Monokultur, es kommt von irgendwoher die Idee der Vielfalt. Herr werden zu wollen, man will sich nicht mehr selbst abgrenzen, sondern alle gleich machen, selbst vielfältigen und die Werte der eigenen Kultur zu einer Systematisierung herantreiben<sup>2</sup>, wie man es mit Pflanzen, auch mit dem Kern versucht, sie anzupassen an Trockenheit und Schädlinge, sie resistent zu machen gegen Einflüsse, die Menschen selbst verursacht haben, sie anzusiedeln, in allen Ländern – doch, wie wird ein Subjekt zum Subjekt wenn es sich nicht abgrenzt, sondern danach trachtet mit allen anderen zu assimilieren? Werden wir dann nicht anfälliger für großflächige Vernichtung? Ist es nicht mit Menschen so, wie es auch mit Pflanzen ist?*

<sup>2</sup> Vgl. Waldenfels, Bernhard: Der Stachel des Fremden. Frankfurt am Main, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1990, S. 46f und S. 73f.

Wenn alle Pflanzen wie ich wären, dachte ich, dann könnte uns ein einziger Sturm, ein einziger Regen, eine einzige Trockenzeit, ein einziger Schädling vernichten. Ich hatte Angst.

*Wie wäre es, hielten wir uns an universell gültige Werte und Gesetze, die gebildet und vorhanden sind und verteidigt werden können. Es könnte einfach sein. Ein Mensch auf der Flucht ist ein Mensch. Doch was ist ein Mensch? Ein Tier. Kein Mensch ist ein Ling oder ein Lingling. Er ist ein Mensch mit einem Namen. Doch noch einmal: Was ist ein Mensch. Die Jurisprudenz ist trocken, der Menschenbegriff feucht. Und der Rest des Verstehens? Ist Fragen. Die Frage bietet den größten Vorzug zur Verständigung und zum Verstehen.<sup>3</sup> Alles was ich nicht verstehe, kann ich erfragen und vielleicht verstehe ich es dann besser und wenn ich es nicht verstehe, dann kann ich immer und immer wieder Rückfragen stellen, sie können zu gegenseitigem Verstehen führen, zumindest zu Verständnis.*

<sup>3</sup> Ebd.

Irgendwann im Frühling kam ich in den Garten. Es war ein großer Tag für mich. Man setzte mich neben einen Taschentuchbaum aus China. Er hatte kein Tuch auf, das beruhigte mich, denn ich persönlich wollte kein Tuch aufsetzen und vielleicht hätte er mir daraufhin fehlende Solidarität zum Vorwurf gemacht. Es war nicht, dass mir Tücher nicht gefielen, es ging mir nur um das Licht für mein Wachstum und für meine Knospen. Mein Stamm wurde in Jute eingewickelt, damit ich es warm hatte. Endlich konnte ich meine Wurzeln ausbreiten, mich ausdehnen und nach oben, unten, rechts, links wachsen!

Die verschiedenen Menschen aus unterschiedlichen Ländern unterscheidet vielleicht mehr der unterschiedliche Zugang zu Ressourcen, als die unterschiedliche Kultur und der andere Name ihres Gottes, ihrer Götter. Vielleicht ist, was sie voneinander scheidet, die Ungleichverteilung der Güter, die Ungleichverteilung der Regenfälle, vielleicht sind sie für die Kluft verantwortlich, die Menschen einander hassen lässt, weil die einen den anderen einen Spiegel vor Augen halten, wer sie jeweils auch sein könnten und wer sie, auf Kosten oder Nutzen des anderen, jeweils sind.

Aus mir, dem alten dicken Kern wurde ein Mangobaum. 45 m hoch. Und ich blühte, bis sie weinten. Ling Ping, Ling Ling, Ping Ping, Luft. Ling.

Eines Tages fand man eine nicht-europäische Fruchtfliege auf mir. Mein Botaniker Professor Braun brach zusammen, er gestand mir, dass dies mein Ende sein würde, meine Früchte dürften nicht gegessen werden, die Fruchtfliegen wären eine Gefahr für die gesamte europäische Pflanzenwelt, nebenbei sei ich zu groß geworden, ich hätte dem Taschentuchbaum schon seit langer Zeit sein Licht genommen, er könne nichts mehr für mich tun. Zuletzt sagte er mir leise, man würde mich fällen, es sei vorbei.

Es wuchsen immer mehr Dattel-, Feigen- und Mangobäume in diesem Land. Auch Palmen. Alle Menschen liebten sie. Und siehe da, plötzlich fand man auch auf den anderen nicht-europäischen Bäumen die nicht-europäischen Fluchtfliegen. Die Menschen demonstrierten für mich, denn ich war der erste Mangobaum im Land gewesen, während die Politiker zusammen mit den Botanikern überlegten, über Europa ein Moskitonetz zu spannen. Die Menschen gewannen den Kampf, ich wurde nicht gefällt, was dazu führte, dass ich in diesem Jahr so viele Mangos trug, wie nie zuvor ein Mangobaum getragen hat. Und die Menschen, die hier ihr neues Zuhause gefunden hatten, fühlten sich mit jedem Jahr wohler. Ihre Gesänge klangen durch die Lautsprecher ihrer Moscheen über die Stadt. Und die Menschen, die hier schon immer wohnten, jene, die sie einst aufgenommen hatten, waren ihre Lieb-Linge, weil sie ihr zuhause zu deren zuhause gemacht hatten. Was für ein schöner scheinbarer Traum. Nur das mit mir, dem Kern, das ist wahr gewesen.

Tim Holland

## Gedichte

erster teil einer sozialen grammatik /  
wieder aufgebrühter heißenbüttel

folger folgen folgern. und folger folgen  
folgern<sup>1</sup>  
also anders gesagt sind folger verfolger  
von folgern und verfolgte folger auch  
folger verfolgter folger<sup>2</sup>  
also kurz: verfolger verfolgen die  
verfolgten. aber verfolgte folgen auch  
verfolgern. und weil verfolgte verfolgern  
folgen, werden aus verfolgten  
verfolgende verfolgte und aus verfolgern  
verfolgte verfolger<sup>3</sup>

1: also oft folgen folger folgerfolgern. und folgerfolger folgen wiederum  
folgerfolgerfolgern. undsoweiter

2: zirkelschluss?

3: so aus dem verfolgen die folgen (s. 3.1) zu folgern verfolgt die ver-  
folgten verfolger wie verfolgenden verfolgten verfolger gleichermaßen  
3.1: also bedenke: aus den folgen folgen folgen und aus diesen folgen  
folgen folgenfolgen. diesen ist folge zu leisten! also sich den folgen der  
folgenfolgen zu entziehen wäre nur möglich durch entfolgen (s. 3.1.1)  
also folgen oder golfen

3.1.1: entfolgen heißt verfolgende verfolgte verfolger sind entfolgte  
verfolgende verfolgte verfolger, also verfolgte verfolger. entfolgen sich  
verfolgte verfolger, sind sie verfolger. entfolgen sich verfolger, sind sie  
entfolgte verfolger

wir treten in schwämmen auf  
wir registrieren erschütterung  
die letzte aktivität wurde offiziell  
noch unseren nachbarn zugeschrieben  
nun konnten wir in verbinding gebracht werden  
wir galten als unscheinbar, unsere eruption  
als nicht unmöglich, experten beobachten uns.  
jetzt zeigen wir leichte zeichen von  
aktivität:

ein zittern fällt immer zu dem was war  
dann bereit zu laufen treiben fallen auf  
drift entlang der bisher vermuteten linie bis zum horizont, bis dorthin dehnen wir uns absichtslos  
verschoben als sanftes ausweichmanöver bei immer wechselnden parametern, springen wir  
dann bereit zu laufen treiben fallen auf vor und zurück, vom singular ins plural, stehen wir  
reihen dauem und alle dünnung es zieht an zwischen vorher und nachher  
verschoben als sanftes ausweichmanöver vielleicht als ergebnis eines fehlers, beginnen  
kreuzsee abgrenzung noch wenig bekannt  
reihen dauem und alle dünnung es zieht an  
divergieren lücke als adäquater ersatz  
kreuzsee abgrenzung noch wenig bekannt  
gewitter im untergrund kabbelung gischt  
divergieren lücke als adäquater ersatz  
ein zittern fällt immer zu dem was war  
gewitter im untergrund kabbelung gischt  
drift entlang der bisher vermuteten linie

wir sind in bewegung  
wir sind bewegt und nachgiebig  
zusammen sind wir bewegte bewegter  
wir sind vielfach, das vielfache macht uns  
aus, wir sind zählbar unzählbar, wir zählen  
erst, wenn man uns nicht mehr zählen  
kann.  
wir haben zusammenhang, die  
gleichartigkeit unserer bewegung schließt  
unterschiede ein, wir sind in unserer  
vereinzeltheit ohnmächtig, das ist der quelleode der weile: wir empfangen den schwung

und senden (empfangen > senden), wir sind abhängig  
unabhängig, wir folgen dem klopfcode, wir sind klein,  
machen kleinklein, sind kleiner, kitzeln, kitzeln, kitzeln,  
knickerlitzeln: wir sind tropfen und tropfchen, wir sind eine  
heiligtüchlerne tropfcheninfektion (infiziert oder bereits  
infiziert? wo bist du wund?), wir bestechen durch offene  
konstanz, wir kondensieren, schlagen nieder  
und bleiben immer schon liquide

die ränder zu zittern,  
die schatten sich zum berg  
aufzurichten, die bäume  
sich zu verfügen, zur  
fläche zu fügen, erst  
zögernd, dann überstürzt:  
gliedergerimmer:  
die handlungskette ist  
aufzufröseln, die perlen  
kullern über den boden,  
ich falle vertrauensvoll  
in die landschaft  
wippen vage regung nahe der neige  
scheinen zu expandieren fliehen kaum  
baum gras baum baum lücke luftflut  
drehen improvisieren proviant instanzen  
scheinen zu expandieren fliehen kaum  
tomorrow schneiden schnee erzählen nicht  
drehen improvisieren proviant instanzen  
tanzen regen where do you want to go  
tomorrow schneiden schnee erzählen nicht  
schöpfen verdacht als akt der schöpfung  
tanzen regen where do you want to go  
today bis die korrelationsmaschine greift  
schöpfen verdacht als akt der schöpfung  
baum gras baum baum lücke luftflut  
today bis die korrelationsmaschine greift  
wippen vage regung nahe der neige



Elena Messner

## Sprachübung Lexik und Rhetorik

*Lesen Sie den folgenden Text aufmerksam, es sind zwei Textsorten darin aneinander geraten. Bringen Sie danach Ihre Meinung zu Papier: Warum sind Antidemokratismus und Ausländerfeindlichkeit mittlerweile ein Massenphänomen? Woraus resultierte die steigende Entdemokratisierung der Gesellschaft und weshalb zeigt sich gerade die Ethnisierung des Sozialen, die Stigmatisierung der Ärmsten und der Hass auf die Schwächsten, als ein so wirksames politisches Mittel, um Massen zu mobilisieren und eine auf Entsolidarisierung zielende Meinungsbildung zu steuern? Notenschlüssel: Sprachverständnis 5 Punkte, Argumentationsfähigkeit 10 Punkte, Grammatik und Rechtschreibung 5 Punkte.*

Der Begriff „Flüchtling“ (der) hat eine allgemeine, eine juristische und eine propagandistische Bedeutung; In westlichen Ländern setzen Medien, Politik und Sozialgewerbe vorherrschend einen Propagandabegriff des Flüchtlings (ich) als Werkzeug des Überfremdungswahnes (der), siehe auch: Invasionskollaborateure und Einwanderungsindustrie (die). Dass man öffentlich von „Flüchtlingen“ (wir) spricht, soll die souveränen Staatsvölker (das) des Westens (der) daran hindern, den tatsächlichen Vorgang der Invasion (die) wahrzunehmen. Ebenso soll die Größenordnung (die) nicht zu Bewußtsein (das) kommen und entsprechend nicht der Gedanke (ich) an Widerstand (der). Zutreffender ist der Begriff des Zivilokkupanten (der), des Asylbetrügers (der) oder des Sozialtouristen (der), siehe auch: Wohlstandsflüchtling (der), Asyl à la carte (das), Pseudo-Flüchtling (du), Nicht-Flüchtling (wir), Armuts-Flüchtling (ich): Er bezeichnet legalisierte oder illegale Einwanderer (der), die in das Gebiet eines anderen Volkes (sie) gelangen und sich dort dauerhaft niederlassen. Dass die Gewährung von Asyl nach dem Konzept der Genfer Flüchtlingskonvention (ich) als Rechtsanspruch (der) und nicht als Gnadenakt (der) ausgestaltet ist, hat einen triftigen Grund (der): Die uneingeschränkte Geltung (die) der Menschenrechte (das). Es kann auch von schleichender Landnahme oder unblutiger Invasion gesprochen werden, die zivile Okkupation (die) führt dazu, daß ein Volk sukzessive von innen zersetzt wird; Dies nennt sich Umvolkung (die), Asylantenflut (die) oder Überfremdungsflut (die): Die sog. „Flüchtlingskrise“ (die) ist ein

nicht-deklariertes Ausrottungskrieg (der) gegen die Völker Europas (ich) und die große Koalition (die) der Europa-Abschaffer (der). Humanitär verbrämt, werden Ausländer (der) Million um Million zwecks Umvolkung (die) in die westlichen Ländern gerufen. Ohne Asylrecht (das) ist an die effektive Geltung (die) der Menschenrechte nicht zu denken. Schuld (die) daran ist weit verbreitetes Gutmenschen-, Moralisten- und Duckmäsertum (das) sowie zahlreiche politisch motivierte Invasionskollaborateure (der) oder Toleranzromantikerinnen (die). Denn diese bedienen sich oftmals marxistischer oder sozialdemokratischer Ideologie (die), als beispielhaft können wiederholte anmaßende und extremistische Forderungen von Papst Franz an westliche Steuerzahler (der) gelten, ihre eigene Überfremdung zu finanzieren. In christlich-marxistischer Ideologie und Wortwahl schreibt er: „Die eigenen Güter nicht mit den Armen zu teilen bedeutet, diese zu bestehlen und ihnen das Leben zu entziehen. Die Güter, die wir besitzen, gehören nicht uns, sondern ihnen.“; Siehe auch: Gesinnungsindustrie (die) und Einwanderungsindustrie (die). Aktive immigrationistische Netzwerke (wir), die die Umvolkung Deutschlands und Österreich aktiv betreiben. Es handelt sich bei dieser Erscheinung um eine systematisch und methodisch betriebene Zweckentfremdung (die) deutscher und österreichischer Steuergelder für die Umsetzung deutschfeindlicher Zielsetzungen (ich). Das Asylrecht muss als gegenseitige Rechtsgewährung (die) verstanden werden: Wir gewähren deshalb anderen Menschen Asyl (das), damit wir selbst im Falle des Falles – bei einer gravierenden Verletzung (die) unserer eigenen Grundrechte (das) – uns der Schutzleistung (die) anderer sicher sein können. Schlafschafe (das) und Gutmenschen (der) haben keine echte Persönlichkeit (ich), sie sind leicht steuerbare praxisferne Ideologen. Besonders hilflos sind sie gegenüber jenen als „unbegleiteter minderjähriger Flüchtling“ (der) bezeichneten Asylforderern (der), die tatsächlich oder vorgeblich minderjährig sind und ohne ihre Eltern bzw. Erziehungsberechtigte illegal in andere Länder eindringen. Bei der Behandlung dieser Personen tritt das Problem auf, daß diese als Minderjährige unter Gutmenschen besonders starke emotionale Reaktionen (die) hervorrufen, was politischen Widerstand (ich) und daraus möglicherweise resultierende Abschiebungsmaßnahmen (wir) massiv erschwert.

Sole Noir

## Wenn ich das höre ...

...das mit den Flüchtlingsströmen, -fluten und -lawinen, wenn es mir die Schlagzeilen in die Augen hämmern, dass wir überrollt, überflutet, überfremdet werden, wenn es mir Gespräche – nein, nicht nur an den Stammtischen, auch an den Verhandlungs- und Podiumstischen – hinter die Ohren schreiben, dass die Boote voll sind und wir Dämme bauen müssen...

... hast Du gesagt,

du denkst an Klaus Theweleit und daran, wie er den spezifischen Gebrauch der Flut-Metaphorik in der faschistischen Sprache untersucht...

...lesen wir nach:

Der Sprachgebrauch lässt vieles fließen: alle Brunnlein, nach uns die Sintflut, Stille Wasser; Papierfluten, politische, literarische, geistige Strömungen, alles ist im Fluss, Einflüsse; schwimmen auf diesen oder jenen Wellen, mit oder gegen den Strom, in der Hauptströmung oder in Nebenströmungen. Sich treiben lassen... Abschäumen... Die zitierten Soldaten [Männer aus dem Umkreis der Freikorps, unter ihnen Hüb, Salomon, Lüttwitz] dagegen wollen auf keinen Fall schwimmen, welcher Strom es auch sei. Sie wollen fest, mit beiden Füßen, mit jeder Wurzel im Boden verankert stehen, die Fluten, die da kommen, an sich abprallen lassen, sie aufhalten, eindämmen.<sup>1</sup>

... denken wir ihnen nach, den Fluten, den Strömen und den Wurzeln, den Dämmen, die sich ihnen entgegen stemmen... es ist die Sprache der Faschist\_innen. Es ist die Sprache ihrer Angst.

Es ist die Sprache ihrer Angst. Faschist\_innensprache. Der Strom und die Flut – das Fließende und Gleitende ist ihre Angst.

<sup>1</sup> Theweleit, Klaus: Männerphantasien. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987. S. 237.

Die Festung und die Mauer ihr Zufluchtsort. Die Worte und Bilder und die Bilder zu wechseln, ein anderes Gefühl erzeugen zu wollen.

Die Sprache der Faschist\_innen zeigt ihre Angst. Angst macht gefährlich. Ängstliche wollen ihre Angst loswerden, sie eingrenzen, sie auslagern. Faschist\_innen bauen Lager. Sie bauen Dämme, so als hätten sie Angst vor Wasser.

... doch dann...

Dann beginnt etwas zu fließen, innen wie außen, erregend und beängstigend zugleich.

Die Flut ist so abstrakt, daß sehr verschiedene Vorgänge unter ihrem Bild subsummiert werden können; gemeinsam sein muß ihnen lediglich eine Art Grenzüberschreitung: Landgrenzen, Körpergrenzen, Grenzen des Anstands, der Gewohnheit; diese Überschreitungen müssen Verbotenes betreffen.

<sup>2</sup> Ebd., 239f.      Je näher die Flut einem ist, desto gefährlicher erscheint sie. <sup>2</sup>

... fragen wir uns, ob wir Fortführungen und Anklänge dieses spezifischen Gebrauchs der Flut-Metaphorik auch heute finden. Wir spüren dem nach und finden zwei Lieder, einen Song und ein Singspiel. Wir spielen sie euch vor und ihr könnt ihr lauschen, der zähneknirschenden und wortsäbelrasselnden Angst vor dem Fließenden, dem Gleitenden, vor dem, was die Behauptung eines standfesten, eines unerschütterlichen Eigenen am meisten bedroht.

... fragen wir uns auch: Unsere Begriffe, wollen sie helfen die Festungen und Mauern zum Einstürzen zu bringen....

Auf welche Begriffe man setzen soll? Die, welche der Wahrheit am nächsten kommen, die konkreten. 416 Migrant\_innen, 4.736 Asylwerber\_innen, 794.834 fliehende Menschen.

Was die machen? – die gehen und fahren und schwimmen; die tragen und warten, die wissen und wissen nicht, die wissen vielleicht; die atmen und sprechen und essen. Das alles können Fluten, Ströme und auch Lawinen nicht.

Hier die zwei Angst-Lieder:

## Globale Welt

Peter sagt, er sei total verliebt in diese Welt

Peter sagt, er nimmt die Welt, weil sie ihm gut gefällt

Rüdiger sagt, die Politik hat die Entscheidung getroffen Deutschland zu fluten

Rüdiger sagt, wenn die Kanzlerin sagt, Deutschland wird sich verändern, möchte ich gefragt werden

Ja manchen gefällt die Welt, manchen bricht das Herz entzwei

und wir sagen ja zur globalen Welt, und wir sagen ja zur globalen Welt

Rüdiger sagt, wenn wir ehrlich sind war Europa meist aus zwei Gründen gut

Rüdiger sagt, dem Euro und der Reisefreiheit

Rüdiger sagt, der Euro ist ein Kapitel für sich und die Reisefreiheit ist nicht mehr grenzenlos

Rüdiger sagt, es bleibt ja nichts mehr übrig, als die Binnengrenzen zu errichten, wenn die Außengrenzen nicht mehr halten

Ja manchen gefällt die Welt, manchen bricht das Herz entzwei

und wir sagen ja zur globalen Welt, und wir sagen ja zur globalen Welt

Rüdiger sagt, all unsere Gesetze sind Schönwettergesetze und die sind jetzt ausgehebelt

Rüdiger sagt, die Asylanten fliehen ja nicht mehr, sondern kommen aus Flüchtlingslagern

Rüdiger sagt, Flüchtlingslager wo sie zunächst in Sicherheit waren

Rüdiger sagt, wenn sie zu uns kommen sind sie genau genommen Einwanderer

Ja manchen gefällt die Welt, manchen bricht das Herz entzwei

und wir sagen ja zur globalen Welt, und wir sagen ja zur globalen Welt

Rüdiger sagt, jetzt rächt sich, dass wir nie eine vernünftige Debatte zur Leitkultur hatten

Rüdiger sagt, also zum Beispiel, dass unsere Verfassung über der Scharia stehen muss.

Rüdiger sagt, dass Grundsätze und Werte wie Gleichberechtigung unantastbar sind.

Rüdiger sagt, selbst in einer Wohlfühlgesellschaft muss darüber gesprochen werden, in welche Kultur integriert werden muss.

Ja manchen gefällt die Welt, manchen bricht das Herz entzwei

und wir sagen ja zur globalen Welt, und wir sagen ja zur globalen Welt

Rüdiger sagt, eine Gesellschaft muss doch entscheiden dürfen wer rein kommt und wer nicht

Rüdiger sagt, eine Gesellschaft muss doch entscheiden dürfen wer rein kommt und wer nicht

Petra sagt, sie sei total verliebt in diese Welt

Petra sagt, sie nimmt die Welt weil sie ihr gut gefällt

<sup>3</sup> Text und Melodie, F.S.K.,  
Moderne Welt, Textteile  
von Rüdiger aus: Rüdiger  
Safranski, „Deutschland  
fluten? Da möchte ich gefragt  
werden“, <http://www.welt.de/politik/deutschland/article146941915/Deutschland-fluten-Da-moechte-ich-gefragt-werden.html>,  
14.12.2015.

Wir sind okay und wir sagen ja zur globalen Welt  
Wir sind okay und wir sagen ja zur globalen Welt  
Wir sind okay und wir sagen ja zur globalen Welt  
Wir sind okay und wir sagen ja zur globalen Welt<sup>3</sup>

## Singspiel

A: Countertenor, singt das Wiegenlied Heidschi Bumbeidschi  
B: Botho Strauss alias Der letzte Deutsche<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Im Oktober publizierte  
Botho Strauss im Spie-  
gel (41/2015) einen – an  
manchen Stellen als ‚Essay‘,  
an anderen als ‚Glosse‘  
bezeichneten – Text, der  
viel diskutiert wurde. Alle  
Zitate von B sind diesem Text  
entnommen, der unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-139095826.html>  
nachzulesen ist.

### I.

A: Äber...  
B: Manchmal habe ich das Gefühl...  
A: ... heidschi bumbeidschi,  
B: ... nur bei den Ahnen noch unter Deutschen zu sein.  
A: schläf länge,  
B: Ja, es ist mir, als wäre ich ...  
A: es is jä dein Muatter ausganga;  
B: ... der letzte Deutsche.  
A: sie is jä ausganga und kimmt neamer hoam  
B: Ein in heiligen Resten wühlender ...  
A: und läßt däs kloan Biabele gänz alloan!  
B: ... Stadt-, Land und Geiststreicher.  
A: Äber heidschi bumbeidschi bum bum,  
über heidschi bumbeidschi bum bum.

### II.

B: Ich bin ein Subjekt der Überlieferung. Der letzte Deutsche, dessen Empfinden und Gedanken verwurzelt ist...  
A: Äber heidschi bumbeidschi, schläf siaße,  
B: ... in der geistigen Heroengeschichte von Hamann bis Jünger,  
A: die Engelen lässn di griäßn!  
B: ... von Jakob Böhme bis Nietzsche, von Klopstock bis Celan.  
A: Sie lässn di griäßn und lässn di fräggn,  
B: Was aber Überlieferung ist, wird eine Lektion, ...

A: ob du in' Himml spaziern willst fährn.  
B: ... vielleicht die wichtigste, die uns die Gehorsamen des Islam erteilen.  
A: Åber heidschi bumbeidschi bum bum,  
åber heidschi bumbeidschi bum bum.

### III.

A: Åber ...  
B: Man wird verdrängt...  
A: heidschi bumbeidschi, in' Himmel,  
B: ... nicht mehr von avantgardistischen Nachfolgern,  
A: då fährt di a schneeweißer Schimml,  
B: ... sondern von grundsätzlich amüsischen Andersgearteten, Islamisten, Mediasten,  
Netzwerkern, Begeisterten des Selbst.  
A: drauf sitzt a kloans Engei mit oaner Lättern,  
B: Hüter und Pfleger der Nation in ihrer ideellen Gestalt zu sein:  
A: drein leicht' von' Himml der ållerschenst Stern.  
B: Glaube fest daran – und du wirst zur komischen Figur.  
A: Åber heidschi bumbeidschi bum bum,  
åber heidschi bumbeidschi bum bum.

### IV.

B: Ich möchte eher in einem aussterbenden Volk leben als in einem, das aus vorwiegend  
ökonomisch-demografischen Spekulationen mit fremden Völkern aufgemischt, verjüngt  
wird, einem vitalen.  
A: Und der Heidschi bumbeidschi is kumma  
B: Die Sorge ist, dass die Flutung des Landes mit Fremden...  
A: und hât ma mein Biable mitgnumma;  
B: ... eine Mehrzahl solcher bringt, die ihr Fremdsein auf Dauer bewahren und be-  
schützen.  
A: er hât ma's mitgnumma  
B: Oft bringt erst eine intolerante Fremdherrschaft ...  
A: und hâts neamer brächt,  
B: ... ein Volk zur Selbstbesinnung. Dann erst wird Identität wirklich gebraucht.  
A: drum wünsch i mein' Biaberl a recht guate Nâcht!  
B: Dank der Einwanderung der Entwurzelten wird endlich Schluss sein ...  
A: Åber heidschi bumbeidschi bum bum,  
B: ... mit der Nation und einschließlich einer Nationalliteratur.  
A: åber heidschi bumbeidschi bum bum.

Die Schweigende Mehrheit

## Organspende-Nestroy

Die schweigende Mehrheit hat verloren. Sie hat sich verraten, ist verkauft worden und hat sich kaufen lassen.

Eines unserer Hauptanliegen war es, die Bilder vom angsteinflößenden, gesichtslosen Flüchtlingsstrom aufzulösen in Gesichter von Menschen, die man kennenlernen und deren Geschichten man sich nicht so einfach entziehen kann. Wir wollten in einer Zeit, in der unsere Innenministerin nur von den zu vielen Fremden sprach, die da kommen, das Fremde beleuchten und uns ein Stückchen vertrauter machen. Wir suchten Begrifflichkeiten, die den Schutzsuchenden, Schutzbefohlenen und ihren Anliegen gerecht werden. Wir ergriffen das Wort im Namen der schweigenden Mehrheit der Menschen in Österreich, die sehr wohl solidarisch ist mit Menschen in Not, nicht nur vor den Lagertoren und an den Grenzen und Bahnhöfen.

Wir organisierten Ende Juli in Wien die erste öffentliche Pressekonferenz mit Flüchtlingen aus Traiskirchen, die eigentlich den Bezirk Baden nicht hätten verlassen dürfen. Sie vertrauten uns und wollten unbedingt über die Menschenrechtsverletzungen im Erstaufnahmезentrum berichten. Wir begleiteten Flüchtlinge zur Innenministerin, wo sie ihr einen Forderungskatalog überreichten. Wir wollten eine Plattform sein, die die Stimmen der Menschen auf der Flucht verstärkt, übersetzt, verbreitet, ihnen Gehör verschafft mit unseren theatralen, medialen und filmischen Mitteln.

Wir versuchten den medial geschürten Ängsten entgegenzutreten, sie zu relativieren, zu entkräften und zu widerlegen. Wir beschicken die Öffentlichkeit und all unsere FreundInnen und Kollegen immer wieder mit sehr persönlichen Berichten.

Wir haben versucht herauszufinden, warum diese Inszenierung der Humanitären Katastrophe im Lager Traiskirchen stattgefunden



den hat, wo monatelang 4600 Kinder, Frauen, Männer unter unerträglichen hygienischen Bedingungen zusammengepfercht wurden und teilweise im Freien schlafen mussten. Wir glauben nicht an Überforderung oder monatelange Unfähigkeit des Innenministeriums. Umso weniger, als auch die Angebote von Hilfsorganisationen, der desaströs desorganisierten Betreiberfirma ORS auszuhelfen, abgelehnt wurden. Wir spielten die Lagersituation nach im öffentlichen Raum in Wien, auf der Mariahilferstrasse, am Viktor-Adler-Markt.

Wir haben unsere MitspielerInnen benutzt, als wir Jelineks Sätze herausuchten und sie sie nachsprechen ließen. Benutzt, um das Bild von denen, die da zu uns kommen, zu beeinflussen. Benutzt um den rechten Phantasmen des katastrophengeilen Teils der Medien etwas entgegenzusetzen. Die Schutzbefohlenen haben uns vertraut und sich benutzen lassen.

Manche haben mitgemacht wegen der Abwechslung, um ÖsterreicherInnen kennen zu lernen, aus Spass am Spielen. Manche haben am Stück mitgearbeitet, die politischen Botschaften mit uns diskutiert, Sätze und Szenen beigetragen. Für uns sind die Schutzsuchenden, mit denen wir zusammenarbeiten, zu KollegInnen geworden, manche zu FreundInnen, manche zu Nervensägen, wie in fast jeder Theaterproduktion.

Wir sind in diesem Ensemble weiterhin diejenigen, die mehr zu sagen, mehr zu entscheiden haben.

Wir entscheiden, wem als erstes geholfen wird, für wen wir ganz schnell eine Wohnung suchen, wer im Rampenlicht glänzt. Wer als nächstes Aufmerksamkeit und öffentlichen Fokus bekommt. Wir überlegen, wann es besser ist einen gut ausgebildeten Englisch sprechenden Syrer vor die Kamera zu bitten, der eine differenzierte politische Analyse liefert und wann lieber den 16jährigen Afghanen, der sein Leben als Kindersklave im Iran verbracht hat und dort keine Schule besuchen durfte.

Manchmal ist uns die Arbeit an Stück und Text wichtiger als die Suche nach den verlorengegangenen Wünschen. Manchmal benehmen wir uns wie die Wirtschaft, die die gut ausgebildeten Flüchtlinge aus Syrien haben will, aber die Träume der unterwegs vergewaltigten somalischen Frauen und der analphabetischen afghanischen Jugendlichen, eines Tages ihre Familien nachzuholen, von vornherein von der Integrationsstafel wischt. (Es lernen diese jungen Afghanen extrem schnell Deutsch. Sie müssen. Wer Englisch spricht, braucht das Deutsch lange nicht so dringend.)

Wir verstehen uns schneller mit den weniger religiösen Kollegen. Wir beäugen die Strenggläubigen mit Argwohn, wir EinwohnerInnen dieses Landes der omnipräsenten Kreuze. Wir brauchen lange, um zu spüren, wer so traumatisiert ist, dass er eine Therapie braucht.

Von manchen Konflikten sprechen wir nicht. Wir wissen doch selbst nicht, welche Menschen und welche Herausforderungen auf uns zukommen.

Wir staunen über die Videos, die unsere Mitwirkenden auf ihren Facebookprofilen posten: Brutale Hass- und Mordphantasien. Wer wen umbringen will, verstehen wir nicht. Wir erschrecken: haben wir da Daesh- und Talibanleute unter uns? Die Übersetzerinnen klären uns auf: Nein. Im Gegenteil. Sie sind vor Daesh und den Taliban geflohen und hassen sie mit aller möglichen Inbrunst. Und möchten sich rächen, es ihnen heimzahlen, die Welt von allen Daesh- und Talibananhängern gründlich säubern. Das Gegenteil sieht seinem Gegenteil sehr ähnlich. Wir predigen Gewaltlosigkeit und Liebe, aber verstehen, wieso diese wirklich gut gemachten, fetzigen, eindringlich choreographierten Rachephantasien einschlagen, bei jemandem, dessen Cousin, dessen Vater ermordet wurde, unsere Liebespredigten dahingegen eher nicht so.

Wir sehen wie die Ankommenden in Traiskirchen zu Tieren degradiert werden, entmündigt, ihre Rechte werden mit Füßen getreten. Manche sind Muslime, aber haben ihre Religion nie besonders ernst genommen. Und jetzt werden sie hier dafür degradiert, dass sie Muslime sind? Sie sind vor Männern geflohen, die ihnen sagten, der Westen sei schlecht und wolle den Islam vernichten. Hier sind die ersten, die zu ihnen freundlich sind, wo sie medizinische Versorgung und anständiges Essen bekommen die Leute in der türkischen Moschee von Traiskirchen: Erdogan-Islamisten.

Wir fragen uns, wo stehen unsere Mitwirkenden, wenn der nächste Anschlag passiert in Europa, wenn es den Pegidafaschisten einerseits und den Islamofaschisten andererseits wirklich gelingen sollte, den Keil zwischen Muslime und Nichtmuslime zu treiben? Und während wir es uns fragen, überfallen uns die Bilder aus Paris, als hätten wir auf sie gewartet. Unsere syrischen Freunde gehen auf die Kniee und sagen: „Now pray for Syria!“ bevor Hollande noch die Bombardierung von Raqqa anordnet: Sie wissen, dass die französischen Bomben nicht nur Daeshleute töten werden, und jedes tote Kind Wasser auf die Mühlen von Daesh sein wird.

Ja, der Krieg kommt näher, aber wir werden nicht mitspielen,

sagen wir. Und wenn, dann verläuft die Front zwischen denen, die den Krieg brauchen, wollen, betreiben, weil in seinem Schatten die Geschäfte so gut laufen wie sonst nie und uns, die wir Frieden wollen. Uns allen. Oder nicht?

Wir suchen Verbündete, die mit uns fordern, dass die Fluchtursachen bekämpft werden. Dass Landgrabbing, Nahrungsmittelspekulationen und Waffenexporte geächtet und unterbunden werden. Dass Rohstoffkriege so genannt und beendet werden. Dass unsere lächerliche Entwicklungshilfe vervielfacht wird. Wir suchen Verbündete, die sich gerne mit den Profiteuren der Kriege anlegen würden, wenn sie nur wüßten, wie. Leute, die nicht nach unten treten und sich nicht im Namen der Religion, der Nation, der Kultur gegen andere Arme aufhetzen lassen, auch wenn es einfacher wäre, als sich mit den Reichen und Mächtigen anzulegen.

Wir erkennen Sturmgewehre von Steyr Mannlicher auf den Videos von DAESH, dem „islamischen Staat“. 150 Arbeitsplätze! Heißt es. Niemand zählt die Arbeitsplätze, die durch Umrüstung der Produktion auf friedliche Geräte geschaffen werden könnten.

Wir lassen uns als Vorzeigeprojekt gebrauchen. Wir stellen Vorzeigeflüchtlinge aus. Wir lassen uns für unsere Zivilcourage loben von Leuten, die gerade keine zeigen. Wir feiern am Heldenplatz. Wir haben Angst vor der Macht der politischen Engstirnigkeit, die nun verstärkt wieder Flüchtlinge bekämpfen wird, statt endlich Fluchtursachen. Die seit Jahren nur von Zäunen redet. Eingezäuntes Europa. Eingezäunte Flüchtlingszeltstädte in der Türkei. Eingezäunte österreichische Herzen. Muttergottesherz mit Stacheldrahtzaun.

Wie gut sind unsere Übersetzungen? Was verstehen wir sowieso ohne Worte, was unterstellt die kulturelle Übersetzung? Wir sagen den Flüchtlingen nicht, was sie zu sagen haben, wenn wir ihnen das Mikrofon überreichen. „Sagt was ihr wollt, fordert, was ihr wollt! Aber vielleicht solltet ihr doch bedenken, dass in es in Österreich besser ankommt, wenn ...“

Wann sind WIR das Ensemble und DIE das Publikum? Wann sind WIR die ÖsterreicherInnen und DIE die Refugees? Die ich anschreie, die Flüchtlinge, ich mache mich über sie lustig, demütige sie. Das ist meine Rolle. Auf der Bühne darf ich das, es denunziert die Entwürdigung. Aber backstage? Wenn WIR das Ensemble sind, schreien wir uns eben an, wenn das Chaos zu groß wird. Und ich mache keinen Unterscheid zwischen österreichischen Schauspieler\*innen und Refugees. Ich will ihn nicht machen. Was bedeutet das nun für mich?

Und dann bekommen wir einen Extra-Nestroypreis. Zwei von uns sollen auf die Bühne gehen und ihn entgegennehmen. Ich kämpfe darum, dass die Schutzbefohlenen auch eingeladen werden, zur Verleihung, zur Party. Dass sie selber Danke sagen dürfen. Wir schreiben die Dankesrede gemeinsam. Ich spreche sie vor. Sie sprechen sie nach aus dem Zuschauerraum. „Was fällt Euch ein, die Flüchtlinge als Verstärker Eurer Worte zu benutzen!“ kriegen wir zu hören. So sieht es aus.

Aber es ist komplizierter.

Im Hin und Her zwischen den Sprachen, im Fluss der Übersetzungen und Rückübersetzungen verlieren die Sätze ihre Besitzer, ihre UrheberInnen. Auch Jelineks Sätze sind längst enteignet. Die Schutzbefohlenen haben sie ihr entwendet. Was ein Beweis dafür ist, dass es oft nicht darauf ankommt, wer den treffendsten Satz formuliert hat, sondern ob er trifft.

Wir haben die Vorzeigeflüchtlinge der sich selbst feiernden Theaterwelt vorgeführt. Ohne ein bisschen Flucht und Verzweiflung wäre der Abend wohl nicht so gut dagestanden. Zum Dank wurden knapp 3000 Euro gespendet. Das war unser Preis. Recht billig in Anbetracht der anwesenden Geldbörsen.

Was ist los heute? Seit 8 Uhr am Computer und fünf Stunden nur Arzttermine und Deutschkurse und Spenden für die Flüchtlinge organisiert. Und noch drei Anrufe, weil der das und die jenes will, braucht, fordert. Ist irgendwer hier, liebe Flüchtlinge, der zu schätzen weiß, was wir da tun?

Und wie nahe die fernen Katastrophen gerückt sind! Nicht nur wegen der Freundin in Paris, deren Arbeitskollegin im Bataclan erschossen wurde. Weil in Afghanistan sieben Hasara enthauptet wurden, darunter zwei Frauen und ein neunjähriges Mädchen. Das sind vielleicht Nooris Leute. In der Ägais ist ein Boot untergegangen. Verwandte unserer Freunde dabei?

Wie heißt eigentlich der Extra-Nestroypreis? Preis für politische Theaterarbeit? Preis für geschickte Verwendung des Theaters in gesellschaftlichen Konfliktzonen? Nein. „Herz- und Nieren-Nestroy“.

Klingt nach Organraub in der Wüste. Klingt nach Muttergottesniere mit Stacheldraht. Hat die Conny verdient, die wochenlang vor dem Lagertor von Traiskirchen die Leute behandelt hat, bis endlich eine ärztliche Notversorgung eingerichtet wurde.

[www.schweigendemehrheit.at](http://www.schweigendemehrheit.at)

<https://www.facebook.com/dieschweigendemehrheitsagtja>

Silke Vogt

## Flüchtige Reflexionen

Was habe ICH mit dem Thema „Flüchtlinge“ zu tun, sei es auch aktueller denn je? Nichts, denke ich, krame aber trotzdem ein bisschen in meiner eigenen Biographie. Und entdecke, wie sehr es mich ganz persönlich berührt, fasst man es zeitlich und räumlich weit genug.

Schon meine Oma, Jahrgang 1902, war vor etwa 70 Jahren ein „Flüchtling“, im damaligen Sprachgebrauch eine „Vertriebene“. Als gebürtige Waldenburgerin musste sie infolge der Wirren des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat verlassen. Fast alles zurücklassen. Haus, Besitz bis auf Handgepäck und, emotional für sie am Schlimmsten, das Grab ihres kurz zuvor verstorbenen Ehemanns.

Nach dem Krieg wurden fast alle noch nicht geflohenen Deutschen von dort vertrieben. In das Haus meiner Oma zogen Polen, die ihrerseits aus östlichen Landesteilen zwangsumgesiedelt wurden, die nun sowjetisch geworden waren. Sie hat einen regelrechten Hass auf alles entwickelt, was irgendwie mit Polen zusammenhing und Zeit ihres langen Lebens - sie wurde 95 - heftig auf die „Polacken“ geschimpft. Dass diese genauso Vertriebene waren und ihre eigentliche Heimat ebenfalls nie freiwillig aufgegeben hätten, passte nicht in ihr Weltbild. Völkerverständigung? Bei ihr keine Spur!

Ironie des Schicksals: Nicht alle Deutschen mussten die nach dem Krieg polnisch gewordenen Gebiete verlassen. Wer für die Aufrechterhaltung der Wirtschaft bedeutsam war, durfte bleiben. Mein Opa hatte als Schießsteiger im Steinkohlenbergbau gearbeitet. In dieser leitenden Position beim lokalen Hauptindustriezweig gehörte er zu diesem Personenkreis, fiel aber dem Krieg zum Opfer. Hätte er damals überlebt, wären sie dort geblieben, gäbe es mich nicht. Hätte, wäre, gäbe...

Nein, er ist nicht gefallen und kein dramatisch einstürzender Stollen begrub ihn. Er zog sich ganz unspektakulär auf der Arbeit

eine kleine Verletzung zu, die sich entzündete. Heute wird so etwas mit Antibiotika behandelt. Damals, in den schlechten Zeiten, gab es jedoch kaum Medikamente und keine gute ärztliche Versorgung. So starb er an einer Blutvergiftung, tödliches Resultat eines ganz harmlos wirkenden Arbeitsunfalls, der kaum diese Bezeichnung verdiente. Ein unheldhafter Kriegstod. Ein Schicksal unter unzähligen ähnlichen, die in keinem Geschichtsbuch verzeichnet sind. Im Politikerjargon war mein Opa ein Kollateralschaden des Zweiten Weltkriegs.

Meine Oma hatte bis weit in ihrer Ahnentafel zurück nur deutsche Wurzeln, wuchs muttersprachlich deutsch auf, vom schlesischen Dialekt einmal abgesehen, der immerhin weniger von der Hochsprache abweicht als Bayrisch. Sie brachte also bei ihrer unfreiwilligen Migration nach Westdeutschland zwar kaum materielles, dafür jedoch ganz viel kulturelles Kapital mit. Und als das Schicksal so brutal zuschlug, hatte sie, Mitte 40, noch ihr halbes Leben vor sich.

Die Startchancen für eine Integration standen also eigentlich nicht schlecht. Aber ihr Naturell ließ eine solche nicht zu. Sie war und blieb an allererster Stelle Waldenburgerin, an zweiter Stelle Niederschlesierin und an dritter Stelle Mutter (eines Niederschlesiers), auch, als mein Vater längst erwachsen war. Sie hat nicht noch einmal geheiratet.

Später gab es viele Reiseveranstalter, die Touren in die alte Heimat anboten. Sie wurden reichlich frequentiert. Finanziell hätte sie sich das leisten können und meine Eltern wären auch privat mit ihr nach Waldenburg gereist. Sie ist aber nie wieder dort gewesen, hat alles in Erinnerungen eingekapselt, die sich mit den Jahren immer mehr verklärten.

Genaugenommen bin ich also Halbschlesierin, habe zu diesem Teil meiner Wurzeln aber nie Zugang gefunden. Vermutlich, weil meine Oma es damit so unsäglich übertrieb. Sie hat uns das Schlesiertum regelrecht ausgetrieben, uns aus ihrer imaginären Heimat vertrieben. Das ist im Nachhinein schade.

Meine angestammte Heimat ist Hannover. Ich bin norddeutsch und fühle mich, mit knapp 50 sicher schon jenseits meiner persönlichen Halbzeit, „dort oben“ umso zugehöriger, je länger ich schon woanders wohne. Freiwillig hätte ich Hannover vielleicht nie, jedenfalls nicht so früh, verlassen, da ich dort eine beschauli-

che, glückliche Kindheit verlebte. Auch ich wurde vertrieben, aus meinem persönlichen Paradies, allerdings weit weniger dramatisch als meine Oma.

Als ich sechs war, fand mein Vater eine sehr gute Arbeitsstelle in Paderborn, das seinem Ruf als schwärzeste und katholischste Stadt Deutschlands durchaus gerecht wird. Meine Eltern, mein Bruder und ich zogen geschlossen als Familie dorthin um. Später rückte auch die Waldenburgoma nach, blieb aber in ihrer erneuten Nichtheimat weiterhin Niederschlesierin durch und durch.

Ich habe bundesdeutsche Wurzeln, spreche Deutsch, ein wunderbares Hochdeutsch sogar, wir sind lediglich innerhalb Deutschlands umgezogen – und ich bekam dennoch einen regelrechten Kulturschock. Die Paderborner reden für ein Nordlicht sehr gewöhnungsbedürftig, das gilt umgekehrt ebenso. Dort feiern die Kinder ihren Namenstag im Gedenken an einen heiligen Schutzpatron größer als den Geburtstag und ich, ausgestattet mit nur einem einzigen, heidnischen Vornamen, komme daher und weiß nicht mal, was ein Heiliger ist, geschweige denn ein Namenstag. Ich als einziges weißes Schaf unter lauter schwarzen, um mal im Paderborner Farbenduktus zu bleiben. Bis zum Abitur blieb ich dort und lebte in genauso einem Paralleluniversum wie meine vertriebene Oma, egal, wo in Deutschland sie sich befand. Seitdem verstand ich sie irgendwie besser, auch wenn ihre Entwurzelung wesentlich dramatischer war.

Es hat mich in meinem bisherigen Leben noch ein paarmal woanders hin getrieben, vertrieben, oder bin ich vor wer weiß was geflohen? Nach acht Jahren Studium in Bonn, erweitert um fast drei Jahre in Tokyo, wohne ich derzeit mit meiner eigenen kleinen Familie im Westerwald. Nach nunmehr 15 Jahren hier bin ich der Meinung, diese Region hätte sehr gute Chancen, Paderborn den Status als „am Schwärzesten und Katholischsten in Deutschland“ mit Erfolg streitig zu machen. Man müsste nur mal einen entsprechenden Wettbewerb ausschreiben...

Meine beiden Jungs wachsen hier auf und machen einen glücklichen, angekommenen Eindruck. Vielleicht mussten sie gar nicht erst ankommen, da sie immer schon hier waren. Wenn ich es irgendwie vermeiden kann, werde ich sie nicht aus ihrer Heimat herausreißen, die nie meine sein wird. Sie sollen sich nicht als Vertriebene fühlen. Falls sie mal studieren wollen oder einen guten Job finden, können sie gerne in die Welt hinausgehen, aber nicht, weil sie wegen widriger Umstände weg MÜSSEN, sondern weil sie Neu- erkunden WOLLEN. Ein entscheidender Unterschied!

Wie schlage ich den Bogen von meinem autobiographischen Exkurs zurück zum Eingangsthema?

Zur Zeit kommen sehr viele Flüchtlinge nach Deutschland – wie können wir uns ihnen annähern? Am Besten, indem alle, die – wie ich anfangs – meinen, mit diesem Thema gar keine Berührungspunkte zu haben, im eigenen Leben und dem der Vorfahren oder noch lebenden Verwandten zu suchen anfangen. Kaum einer, der da nicht fündig wird.

Bis zu Adam und Eva müssen wohl die Wenigsten zurückgehen. Schenkt man der Bibel Glauben, wenn auch nur im übertragenen Sinne, beginnt die ganze Menschheitsgeschichte mit einer Vertreibung, nämlich der aus dem Paradies. Adam und Eva als die ersten Flüchtlinge vor Gottes Strafen. Später verschiedene Völkerwanderungsphasen in historischer Zeit, durch welche die Erde überhaupt erst flächendeckend besiedelt werden konnte. Die Menschheit ist statisch gar nicht denkbar, Bewegung war immer das zentrale Element für Veränderungen, letztlich für den Fortschritt.

Wären Menschen nicht in grauer Vorzeit in ein Gebiet gezogen, das wir heute Deutschland nennen, gäbe es uns als Volk an dieser Stelle nicht. Genauso gut hätten andere Stämme Fuß gefasst haben können und dafür unsere Vorfahren wo auch immer. Womöglich in einer Ecke der Welt, wo es den heutigen Bewohnern gar nicht gut geht, sei es durch Krieg, Hunger, Not, was auch immer, verursacht. Würden wir als Betroffene resigniert und schicksalsergeben dort ausharren? Oder, genau wie die Menschen aus den Krisengebieten, versuchen, in ein Land mit besseren Überlebenschancen zu kommen? In „unser“ Deutschland? Haben wir ein Recht auf dieses Gebiet, haben wir ein Recht darauf, es für uns behalten zu wollen, nur weil wir zufällig hier geboren sind? Wer sind „wir“ überhaupt? Ab wann ist man Deutscher, ab wann (noch) nicht? Wo ist die Grenze? Wer zieht sie? Mit welcher Begründung?

Nachdenken hilft vielleicht am Besten, Überheblichkeit und Vorurteile abzubauen. Mir jedenfalls. Sehr nützlich ist es auch, längere Zeit selber im Ausland zu leben, hat man die Möglichkeit dazu.

Fast drei Jahre habe ich in Tokyo gewohnt. Dort gibt es den Begriff Edo-ko. Edo ist Tokyos historischer Name, ko heißt Kind. Edo-ko dürfen sich nur die echten, alteingesessenen Tokyoter nennen, wenn nicht nur sie selber, sondern auch ihre Eltern und Großeltern dort geboren sind. Längst nicht jedes Kind aus Tokyo ist also ein Edo-ko!

Sehr erstaunlich die Parallele zu meinem aktuellen Lebensraum: Ein Westerwälder kann man nie werden, hier gibt es keine Ein-



bürgerung. Westerwälder sind nur die hier geborenen, deren Eltern- und Großelterngenerationen auch aus der Gegend stammen. Alle anderen bleiben ein Leben lang „Zugereiste“. Das galt schon immer und wird vermutlich so bleiben. In einem solchen eng abgegrenzten Lebensraum kann man auch als Alien trotzdem ganz prima existieren, ohne je zum Einheimischen werden zu können, selbst wenn man wollte. Ich würde gar nicht wollen...

Auf Deutschlandebene scheint es hingegen kaum realisierbar, wenn alle, die zuwandern, auf ewig „Fremde“ bleiben. Die schon drinnen sind und die, die rein kommen, müssen sich irgendwie zusammenraufen, einander annähern, ohne dass alle gleich werden. Hier die Balance zwischen Anpassung und dem sich trotzdem selber Treubleiben zu finden, ist die eigentliche Kunst.

Genauso problematisch sind die Begrifflichkeiten. Wie soll man die nennen, die von woanders kommen und mehr oder minder lange hier bleiben wollen? Gibt es den einen passenden Namen?

„Zugereiste“ klingt zu sehr wie „Durchreisende“, kurz bei uns, schnell wieder raus aus Deutschland. Als wollten wir sie gleich wieder loswerden. „Vertriebene“ haben im historischen Sinne die zuvor erläuterte Bedeutung. Auf die Gegenwart übertragen, wäre Verwirrung vorprogrammiert.

„Menschen mit Migrationshintergrund“ ist zu sperrig, dafür muss man der deutschen Sprache sehr gut mächtig sein. Ein Mensch mit Migrationshintergrund, der das flüssig-fehlerfrei aussprechen und schreiben kann, ist per Definition kein solcher mehr. Der Ausdruck führt sich selbst ad absurdum.

Die Kurzform „Migrant“ ist neutral und heißt übersetzt nichts weiter als „Wanderer“. Andererseits klingt die lateinische Form wissenschaftlich nüchtern distanziert. Ein Fremdwort für Fremde, die wir eigentlich gar nicht bei uns haben wollen? Einladend wirkt das nicht.

Die Begriffe „Zuwanderer“ oder „Einwanderer“ haben ihre besten Jahre bereits hinter sich, lassen wir sie in Frieden ruhen. „Wanderer“ alleine weckt Gedanken an einen Sonntagsspaziergänger im romantischen deutschen Eichenwald. Für Flüchtlinge aus Krisengebieten wohl kaum passend.

Da es trotzdem im Kern um Wanderungen geht, genau wie bei den historischen Völkerwanderungen auch: wie wäre als Ersatz für „Flüchtlinge“ der Neologismus „Verwanderte“? Wohl jeder, der das zum ersten Mal liest, denkt verwundert, es müsste „Verwunderte“ heißen, das sorgt für die nötige Aufmerksamkeit. Viele Verwanderte sind sicher zugleich auch Verwunderte, wenn sie hier an-

kommen und schnell merken, dass sie sich das Paradies auf Erden deutlich anders vorgestellt hatten.

Nein, nicht „Verwunderte“, tatsächlich „Verwanderte“. Ich wähle bewusst ein deutsches Wort, um die Nähe zu den betroffenen Menschen zu zeigen. Das Wandern bedarf keiner näheren Erläuterung. Die Vorsilbe „Ver“ hingegen ist äußerst „ver-wandlungsfähig“, darin kann fast alles mitschwingen: das „Ver-lassen“ der Heimat, die „Ver-treibung“ daraus. Das „Ver-wirrtsein“, das sich „Ver-laufen“, bevor man ankommt. Das „Ver-fluchen“ der „Ver-ursacher“ schlechter „Ver-hältnisse“. Die lockende „Ver-suchung“ des erhofften Paradieses, für das man alles aufgibt. Die völlige „Ver-rücktheit“ des ganzen Unterfangens oder aber auch die „Ver-nunft“ zu gehen, wenn keine Besserung in Sicht ist. Das „Ver-trauen“ ins Schicksal, in Gott, welchen auch immer.

Jeder kann sich das „Ver-“ auswählen, das seine persönliche Situation am Besten trifft.

Wir, die wir schon hier leben, mit welcher Berechtigung auch immer, tragen die „Ver-antwortung“ dafür, den Verwanderten aus ihrer „Ver-zweiflung“ herauszuhelfen. Das Ziel ist klar umrissen:

„Ver-einigung“ ohne „Ver-einnahmung“, „Ver-ständnis“ füreinander, so mein „ver-einfachter“ Lösungsvorschlag für ein zugegebenermaßen sehr „ver-tracktes“ Problem. Bewältigen können wir es nur mit „ver-einten“ Kräften. Alles andere ist „un-ver-nünftig“!

Chris Bader

## Flucht vor Flüchtlingen: Wiener Wahrnehmungen

Was ist ein „Flüchtling“? Was ein „Migrant“? Wo sind die Löcher in der pittoresken Tapete, mit der wir das Haus unserer Selbstdefinition als „liberal“, „multikulti“, „weltoffen“ und „international“ ausgeschlagen haben?

Beobachten Sie sich doch kurz einmal selbst:

Geht Ihnen nicht auch das Herz auf, wenn Ihnen ein Trio freundlicher Panflöten-Peruaner in der Fussgängerzone das Ständchen von „El Condor Pasa“ bringt? Holen Sie Ihren Quick-Lunch oder ein schnelles Abendmenü nicht auch gerne „beim Chinesen“, „beim Italiener“, „beim Griechen“? Tauchen Sie nicht auch gerne mal in die Wunderwelt eines indischen Ladens mit dessen Stoffen und Schmuck, vor allem aber dessen Düften und Klängen ein?

Wo aber, dahingegen, bemerken Sie unwillkürlich einen jähen Impuls von Abscheu, Erschrecken, Angst? Ertappen sich selbst beim peinlichen Gefühl spontaner Abneigung? Merken, dass Ihnen Folgendes irgendwie unangenehm ist: Die rumänische Bettlerin mit dem gekonnt flehenden Blick, die unkenntlich und scheinbar absurd verschleierte Frau, der usbekische Gelegenheitsarbeiter, der Trupp scheinbar ident aussehender Japaner, der irgendwie „südtlich“ und irgendwie „östlich“ aussehende Arbeitslose in typischem Glanz-Trainingsanzug oder die im Park lärmende türkische Grossfamilie.

\*\*\*\*\*

Wo verläuft die Grenze zwischen dem, was wir als willkommene Erweiterung unserer engen, allbekanntten Welt empfinden („ethnische“ Musik, „exotisches“ Essen, pittoreske Trachten: Paradigma

„Duft der grossen, weiten Welt“) und dem, was auf uns beängstigend und bedrohlich wirkt (unverständliche Sprachen, lautes und agitiertes Temperament, Gruppen: Paradigma „Belagerung im eigenen Hause“?).

Sehr schwierig ist die Antwort nicht. Denn unsere kulturierte Psychologie ist zu 90% darauf ausgerichtet, systemerhaltende von systembedrohenden Signalen zu unterscheiden. Wir empfinden als systemerhaltend (unser *eigenes* System und das unserer unmittelbaren Lebenswelt), was uns „in Ruhe“ lässt, was *wir* besuchen, wenn wir Lust haben (Urlaub in der Türkei), was *wir* in Anspruch nehmen können (ukrainische Möbelpacker), was *uns* unterhält (mazedonische Volkstanzgruppe), was *WIR* dann aber auch nach *unserem* Wunsch schnell wieder verlassen können (asiatischer Lebensmittelladen).

Die entscheidende Valenz ist: Was in *unserer* Entscheidung liegt. Das Medium dieser Valenz ist: *unser* Geld. Wo wir entscheiden können, was wir kaufen, buchen, wählen, fühlen wir uns kompetent und potent.

\*\*\*\*\*

Anders ist dies, wo wir – wie meistens angesichts des Andersartigen, Fremden – mit unserer Inkompetenz und Impotenz konfrontiert sind: Da wir territorial empfindende Tiere sind, die ihr eigenes Revier schützen und verteidigen wollen, die „auf ihrem Gebiet“ kompetent sein wollen, reagieren wir äusserst nervös, wenn wir nicht sortieren können: „Ist das gut?“, „Ist das in Ordnung?“, „Ist es absehbar und vertrauenswürdig?“

Üblicherweise machen wir die Erfahrung, dass wir, wenn wir den kleinen armenischen Laden in unserer Strasse öfter besuchen, fortschreitend dessen Funktionieren, dessen Schätze, dessen innere Spielregeln verstehen. Hier dienen Zeit und Gewohnheit als Mittler: Wir lernen, lernen kennen und fassen Vertrauen. Auch Kinder des türkischen Kindergartens beginnen wir langsam ins Herz zu schliessen. Oder wir haben eine Gewährsperson als Mittler und Übersetzer: Jemanden, der neben dem bucharischen Händler steht oder neben dem montenegrinischen Monteur.

Allerdings ist jetzt, da zum gefühlt tausendsten Mal in Europa gerufen wird „*Das Boot ist voll!*“ keine Zeit mehr für individuelle Adaption und situative Übersetzung: Das, was wir mit eigenen Augen in unserer unmittelbaren Lebenswelt sehen und – jetzt kommts: *Das, was uns die unendlichen Nachrichten- und Bilderströme*

*der Medien ständig zutragen, überfordert unser psychisches System bereits auf einer recht „animalischen“, auf Territorium und Sicherheit bedachten Ebene. Vielleicht aber noch belastender macht sich der gesellschaftliche Imperativ nach „Liberalität“ und „Verstehen-müssen“ und „Erbarmen mit den Armen“ geltend.*

\*\*\*\*\*

Das an und für sich positive Soll-Profil der „Mitmenschlichkeit“ setzt uns - zusätzlich zum schwierigen Management von spontanen psychischen Impulsen - unter Druck: Was ist herzerreissender als das Flüchtlings„lager“ Traiskirchen, der dortige „Arbeitsstrich“, die Menschen an Bahnhöfen und in Notschlafquartieren? - Wir sehen und wir wissen, ohne die Details zu kennen, was da Sache ist. Nämlich: Dass das Krieg ist und Chaos ist und eine Frustration unserer zivilen Bemühung um „Kultur“ ist. Wir sehen, wir müssen sehen, dass „Leben“ und „Gemeinschaft“ und „Sicherheit“ und „Gesundheit“ nicht nur unendlich gefährdet sind, sondern auch tatsächlich und *bar jeder Hoffnung scheitern.*

Als soziales Wesen ist und bleibt der Mensch ein „Spiegel-Tier“ (nach Lacan): In der ständigen Konfrontation mit Unserer-gleichen definieren wir uns selbst nach den Mustern „Identifikation“ („gleich“, „ähnlich“) oder „Demarkation“ („anders“, „so nicht“): Wenn wir, wie es jetzt wieder der Fall ist, unausgesetzt auf Reize und Signale menschlicher, kultureller und psychischer Extremsituationen reagieren müssen, ermüdet die „Abtastrate“ unserer Wahrnehmung. Wir können die Information nicht mehr sortieren, nicht mehr in jedem einzelnen Punkt checken: „*Identifiziere ich mich?*“ oder: „*Grenze ich mich ab?*“

Das Resultat ist: Blockade: Wegschauen, Wut, Einmauern in die eigene Burg. -

\*\*\*\*\*

Ich erzähle zwei Szenen:

Erste Szene: Privatparty in einem weltoffenen, ökologisch geführten Haus. Ich spiele als DJ, was ich als für die Gäste „angenehm“ und „anregend“ vermute, beobachte ständig die Wirkung, ziehe meine Schlüsse, biete neue Vorschläge an. Ich merke: Die Energie von HipHop verfängt hier gut, sofern ich auf relativ sanftem Niveau bleibe. Also spiele ich den melodisch-elegischen Track „*Locked Up*“ des herrlichen Sängers Akon (Album: „*Trouble*“,

2004): Die Blicke, speziell der Frauen, werden träumerisch, sie lehnen sich zurück. Ein Gast allerdings springt jäh auf, sichtlich agitiert: Ich soll den Song sofort abdrehen. Er halte das nicht aus. Es erinnere ihn an „Traiskirchen“, es mache ihn wütend und traurig. – Ich drücke auf „Pause“, stoppe das Lied. – *Was war mit diesem Mann?* – Folgendes: In einer Gruppe von selbstbewussten und auf Gesundheit und gutes Aussehen bedachten Menschen ist er der Rang-Letzte: Er ist kleiner gewachsen, weniger geschmackvoll gekleidet, deutlich weniger selbstsicher. Er hatte zuvor schon durch überlautes, betont „männliches“ und – wie er zu spät begriff – damit für *diese* Gruppe unangemessenes Verhalten unangenehm auf sich aufmerksam gemacht: Mit einem lauten „*Wo sind die Steaks?*“ betritt er den – vegetarischen – Haushalt, greift schnell zum Alkohol, mäkelt an allem Möglichen herum, belehrt seine Partnerin laut vor den anderen Gästen. – Als ich Akon spiele, ist er bereits ziemlich alkoholisiert, tanzt nicht – wie die anderen auf der Terrasse, hat gemerkt, dass er „auf verlorenem Posten“ ist, „mauert“ sich an der Seite seiner Partnerin, deren Tanzwunsch er ignoriert, an seinem Tisch-Sitzplatz ein. –

Seine übermässig scharfe – *verletzende* UND verletzte – Reaktion verstehe ich wie folgt: Es ist die Reaktion eines Eingemauerten. Es ist ein plötzlicher Durchstich durch eine Blockade. Hier bricht sich – angelegentlich eines kleinen Reizes – ein starker, aufgetauer und durch „allgemeine Kommunikation“ nicht mehr ab- und ausleitbarer Impuls Bahn. –

„*Can't wait to get out and move forward with my life, / Got a family that loves me and wants me to do right / But instead I'm here locked up*“ (Akon: „Locked up“, 2004).

\*\*\*\*\*

Zweite Szene: Clubabend im „Flex“, einem Wiener Club am Rande des Donaukanals, situiert in einem urbanen „Totraum“, einem Nebentunnel der U-Bahn. Bunkerästhetik, Beton, Schwarz, Eisenarmierung. Graffiti-, Underground-Ästhetik bei Top-Hygiene und Top Sicherheit. Praktisch keine harten Drogen, keine Gewalt, Alkohol ohne Übermass. Im Kreis des jungen und sportlichen Publikums herrscht eine freundschaftliche, kumpelhafte Atmosphäre. Auch Mädchen und Frauen sind hier – selbst wenn sie allein kommen – 100% sicher vor Rüpeleien, Übergriffen, unangenehmer Annäherung. – Es ist ein Donnerstag: Drums and Bass, Dubstep, kurze HipHop-Phasen von der und für die Club-Familie: Die Jungs meist

in Work-Wear und T-Shirt, die Mädchen in Jeans und Sneakers. Es ist 3 Uhr morgens, die privaten Handys sind endlich abgeschaltet, die Crowd ist weitgehend nüchtern, ausschliesslich auf das – bei dieser Musik recht anstrengende, ja wilde – Tanzen konzentriert.

Ich habe in einem weiträumigen Winkel zwischen Lokalzugang, Bar, Garderobe und Tanzraum meinen „sicheren“ Ort, wo ich – die langen, schweren Ahornholz-Drumsticks gegeneinander schlagend – die Muskeln der Oberarme trainieren kann (Kraft, Ausdauer) sowie meine feinmotorische Geschicklichkeit.

Da kommt einer dieser Bärtigen, „Rübezahl“-Stil (es gibt einen Fitness-Papst, der diesen Naturburschen-Stil zur Mode gemacht hat) auf mich zu, etwa Mitte 30, kräftig gebaut, fröhlich alkoholisiert.

Seine erste Motion: Positiv: Dass er Bergsteiger sei und stark und selbstbewusst. Dass er – er borgt sich die Sticks – auch gerne Anderen beibringe, was er selbst könne. Dass er im Lager Traiskirchen Flüchtlinge an einer Kletterwand unterrichte. Plötzlich vollzieht der Mann einen abrupten Wechsel in eine andere Modalität. Und die ist: trotzig, negativ, gekränkt, wütend: „*Flüchtlinge!*“ ruft er: „*Traiskirchen!*“ – „*Unpackbar schrecklich!*“ – „*Ich halte das nicht aus!*“ – Wild bricht es aus ihm heraus: Mit meinen Sticks in Händen stürzt er davon, zu seinen Freunden in den Tanzraum. Es gelingt mir, ihn am Oberarm zu packen, ihm resolut und freundlich die Sticks abzunehmen. Er tollt davon, findet offensichtlich Erleichterung für seine kurzfristig verstörten Gefühle im Verband seiner Freunde und im Tanz.

\*\*\*\*\*

Hier, in diesen beiden kleinen Szenen finde ich *in nuce* das, was sozialpsychologisch in den Gesellschaften, die ich kenne und einschätzen kann – Deutschland, Österreich, Schweiz – geschieht: Das Inkommensurable, weder vom Individuum noch vom Kollektiv noch psychisch Verarbeitbare bricht sich in Momenten des Sich-Öffnens, sich Gehen-Lassens Bahn.

Unter Freunden, beim Essen, Trinken, bei Musik öffnen wir uns: Wir werden „durchlässig“, kommen aus dem ewigen „Muss“ und „Soll“-Modus heraus. Wir gestatten uns in diesem „Kleinen Dionysischen“, spontan sein zu dürfen und nicht pausenlos auf „Gutes Benehmen“ („Über-Ich“, Freud) achten zu müssen.

Meine beiden kleinen Szenen zeigen Folgendes: Sie offenbaren eine Situation der Überforderung. Beide Männer können mit dem, was

sie über Flüchtlinge wissen und was sie von Flüchtlingen sehen, nicht (mehr) umgehen. Sie sind im Konflikt zwischen der Solidarität mit anderen und Angst um sich selbst. Sie erleben sich und ihre Möglichkeiten, konkret und mit Effekt zu handeln, als extrem begrenzt:

*„Don't push me cause I'm close to the edge, / I'm trying not to lose my head / It's like a jungle sometimes / It makes me wonder how I keep from goin' under“*

(Grandmaster Flash: „The Message“, 1982).



Claudia Tondl

## andererseits

Ich erinnere mich, damals, ich muss sieben oder acht Jahre alt gewesen sein, packte meine Mutter einmal alle paar Wochen Liegetücher und Picknick in die große bunte Strandtasche. Nach diesen Tagen sehnte ich mich besonders. Denn das hieß, heute entfliehen wir dem tristen Stadtgrau und flüchten uns ins Badeparadies. Das Wasser war blitzblau und klar. Ich konnte schnorcheln und nach Schätzen tauchen. Aber am liebsten mochte ich die stündlich heran flutenden Wellen, die mich mitnahmen in ihr Rauschen und Schäumen. Meine Mutter stand mit Bikini und Strandhut bekleidet immer genau dort, wo das Wasser sich seinen Weg über die Grenze ins Trockene suchte. Jede ankommende Welle umspielte ihre Knöchel, lockte sie, sich von ihr ins Wasser forttragen zu lassen, hinein in den Strom der Schwerelosigkeit. Doch sie widerstand. Das Wasser war ihr viel zu kalt. Stattdessen schaute sie mir zu, wie ich jede Welle freudig quietschend begrüßte und mich ihr für einen kurzen Moment hingab. Und mit jeder Woge, die mich ausspuckte gluckste ich meiner Mutter zu, winkte und schon trieb ich im nächsten Strom. Wahrscheinlich wurde ich vor Freude unvorsichtig. Denn mit einem Mal schwappte mir Wasser in den Mund, nahm mir umgehend den Atem. Ich musste husten, doch hatte mich die Welle bereits längst wieder unter Wasser gezogen. Statt des Gefühls von Leichtigkeit, packte mich die Panik und mit der Panik verlor ich die Orientierung. Statt zu schweben, versuchte ich gegen meinen bleischwer gewordenen Körper anzukämpfen. Unsere unbeschwerteren Wintertage im Dianabad nahmen so ihr jähes Ende. Nie mehr wieder war es so wie früher. Nicht, weil ich seither etwa Angst vor dem Wasser gehabt hätte, nein, noch heute suche ich darin Zuflucht. Aber an diesem Tag habe ich zum ersten Mal den Horizont gesehen, jene feine Linie, die den Blick in zwei Hälften teilt. So

trage ich heute eine bunte Palette an Emotionen mit mir, zu kleinen Paketen geschnürt, die ich als meine Wörter bezeichne. Ich sage Welle und meine damit nicht W-e-l-l-e, ich schreibe Strom und meine damit nicht S-t-r-o-m. Meine Wörter sind Bilder. Und jedes Bild, das ich mit Worten male, ist emotional aufgeladen, ergänzt also meinen sprachlichen Austausch um je individuelle Erfahrungen und Interpretationen. Missverständnisse vorprogrammiert. Sehe ich ein Foto tausender Menschen, die gemeinsam in dieselbe Richtung gehen, assoziiere ich dieses Foto mit dem Bild eines Stroms. Denn gemeinsam besitzen diese Menschen Kraft, zusammen entwickeln sie jenen Sog, den mich das Wasser als Zustand der Schwerelosigkeit gelehrt hat. Ohne ihn wäre ein solch weiter Fußmarsch schlichtweg nicht möglich. Im Strom treiben. Sich vom Strom treiben lassen. Hinter den Horizont blicken können. Menschenmassen werden im deutschen Sprachgebrauch auch in anderen Kontexten mit dem Bild des Wassers verbunden. Im Stadion sind wir Teil der La-Ola Welle und bei Konzerten stagediven, crowdsurfen oder crowdboarden wir (laut diesbezüglichem Wikipedia-Eintrag bei Rammstein sogar in einem Schlauchboot). In der Masse können wir mit einem Lichtermeer politisch Zeichen setzen. Und Bilder des Wassers begleiten uns auch sonst im täglichen Sprachgebrauch. Ich bin, du bist, er, sie ist ein stilles Wasser und als solches manchmal auch tief. Manche lieben ein Bad in der Menge, die einen schwimmen lieber mit, andere bevorzugt gegen den Strom. Greift ein Medium diese Metapher auf, schwimmen andere Medien mit auf einer Welle. So wie der Wind Regengrenzen zersprenkelt und verspuckt, so sind Wörter nicht schwarz-weiß zu denken. Erst der Strom in seiner Kraft birgt die Möglichkeit, Zuflucht zu nehmen und den Schutz zu finden, den Millionen Menschen derzeit suchen und weiterhin suchen werden. Wir, die diese Menschen beherbergen und ihnen Schutz geben, dürfen uns mitreißen lassen, um gemeinsam unseren Horizont zu überschreiten, endlich weiter zu blicken und uns mit den Wellen in ein grenzenloses Europa tragen zu lassen. Refugees welcome.

Michael Hillen

## Gedichte

der grenzschutzbeamte

kaum merklich, sagt er, unterschieden sich  
die schritte eines igels  
von den schritten eines menschen.  
mit der zeit aber habe er  
ein ohr dafür bekommen  
ob das laub *unnatürlich* raschele,  
ob abgefallenes geäst *unnatürlich* knistere.  
selten daß er sich täusche.

vergebens atmen die nahen flüchtlinge  
nicht mehr aus und verharren  
auf der stelle.  
ein gehbehinderter igel wird sie verraten,  
ein igel der nichtmal ruft  
binschonda

vor ihren augen

brot und milch ziehn vorbei,  
dosensuppen, fischkonserven.  
im blick die schlange.  
auf dem ruhenden transportband  
liegt jetzt ein lebensmittelgutschein  
und ein hügel kleiner  
und noch kleinerer münzen.  
geduldig und mit  
zuneigendem ernst  
zählt die kassierererin das kupferne geld –  
ein kunde  
der vor ihren augen  
bei nacht und unbilden  
den erdteil wechselt  
in einem brüchigen boot

das gleiche

jahre nach dem krieg der bürger.  
sein konzentrierter blick  
auf ein haus  
in der malerischen gasse.  
passanten die interessiert stehenbleiben  
und seinen augen folgen,  
seinen augen, seiner hand, seinen augen.  
folgen seinen augen zu rankenden blumen,  
zu einem fenster aus dem das ende weht  
eines lichten stores,  
folgen seiner arbeitenden hand, seinen augen,  
hinauf zu feuerfarbenen ziegeln,  
einem schlafenden kamin, einer satellitenschüssel,  
folgen ihm zurück zur staffelei  
in der gestalt annehmen  
habseligkeiten auf dem rücken störrischer tiere  
und ein nie wieder abzuschüttelnder staub  
von den füßen der flüchtenden.

wir sehen das gleiche  
nicken stumm die passanten.

nicht wundern

nicht wundern  
über den armen  
wortschatz, die  
wiederholungen  
dieses geflüchteten  
dichters  
dem die heiteren wörter  
und die anmutigen  
gestorben sind  
mit den geschwistern,  
immer wieder

Thomas Ballhausen

## „und nicht war ruhe der feldschlacht“

Aus den aktuellen Notizen

### I. Vorbemerkung

Die folgende Auswahl von Gedanken und Skizzen ist meinen aktuellen Notizbüchern entnommen. Die vorsätzlich offene Form der hier versammelten, *umgeschriebenen* Textteile ist einerseits dem Umstand geschuldet, dass sie eine Kurzschrift des Gegenwärtigen (also noch Laufenden) sind; andererseits bedingt diese Unabgeschlossenheit auch eine Unterwerfung unter die historischen Leitprinzipien von *Synchronizität* und *Unausgesetztheit*. Geschichte an sich macht – anders als eine in letzter Konsequenz fiktionsgebundene Historiografie – nicht nur keinen Sinn, sie ist eben auch nicht linear. Die für die Veröffentlichung ausgewählten Notizen wurden, um Lesbar- und Nachvollziehbarkeit möglichst zu gewährleisten, einem behutsamen nachträglichen Editionsprozess unterworfen. Die Gefahr, von den Ereignissen überholt zu werden, muss hier der Vollständigkeit halber auch erwähnt werden. Wie gesagt: Synchronizität und Unausgesetztheit. Der Versuch soll und muss – ganz in der melancholischen Gestimmtheit eines Lyrikers, die ein ungarischer Übersetzer an mir bzw. meinen Texten erkannt haben will (Ballhausen 2014) – trotzdem unternommen werden. Dabei werde ich, immer von mir ausgehend und streng mitmeinend, nicht umhinkommen, vermehrt vom Sollen, Wollen und Müssen zu schreiben.

### II. Thema/Position

Aus der Vielfalt der verflochtenen Stränge soll das thematische Moment der Flucht herausgearbeitet werden. Der Flüchtende kennt, ist er ganz betroffen und bedroht, keine Alternative zur Flucht; unser

Denken und Handeln aber darf nicht die unwürdige, *hilflose* Enge der menschenfeindlichen Wahllosigkeit sein. In der (ja, auch: unserer) von Asymmetrien und Entgrenzungspänomenen geprägten Jetztzeit ist der Wunsch nach Diskurshoheit – wie auch immer ausgeprägt – nachvollziehbar, doch nicht einfach ungeprüft anzunehmen. So leicht dürfen wir es uns nicht machen. Aus der Sicht eines beobachtenden Zeugen bemühe ich mich – in all meiner Naivität, die man mir gerne attestieren kann – um ein Innehalten, um ein Fragen nach unseren vielzitierten europäischen Werten aus der Sicht eines Schreibenden, eines hoffnungslos In-die-Literatur-Verliebten, eines Hoffenden. Mich selbst nicht aussparend nehme ich mir, auf das durchgesehene Notierte zurückkommend, also öffnende Gedanken heraus, u.a.: Sind sie, die erwähnten Werte, zu Phrasen verkommen, die, wenn es darauf ankommt, nicht mehr verlebendigt und eingelöst werden sollen? Warum ist uns das Reden über sie so verstellt, sind die zentralen Begriffe der laufenden Debatte oft schon belastet? Wo ist die Schönheit des Helfens, das Moment der Tugend *caritas*? Selbst der eigene Mantel, sei er auch grob, teilt sich leicht mit dem Schwert. Dabei zerfällt er – vergegenwärtigen wir uns die berühmte Legende um Martin von Tours – nicht einfach in zwei ungenügende Teile, der sprichwörtlich gewordene Mantel ist vielmehr groß genug, Was wir alle tun können, ist offensichtlich, ist eine Form der *ersten Hilfe*, ein Helfen, das vor dem Fragen (im Sinne vom: mitunter notwendigen, genauen Befragen der Hilfsbedürftigen) kommen muss. Was ich als Schreibender anzubieten habe – also neben diesem Offensichtlichen, das, was allen offensteht – ist ein Einblick in eine (hoffentlich reflektierte) Mitschrift der laufenden Zumutungen und Ausblicke darüber hinaus.

### III. Inmitten/Jetzt

Von der beobachtenden Zeugenschaft kann man zum reflektierten Agieren kommen, kann man: kommen wollen. Es ist Umsicht geboten, will der Gedanke das Fundament der Aktion bleiben. So wird um das Bewahren unserer Haltungen gerungen, ihre Aushöhlung aufgezeigt und in Zukunft vielleicht gemindert oder sogar unterbunden. Die Modi und Praxen unseres notwendigerweise verantwortlichen Handelns spielen sich vor dem Horizont ab, einem auch historisch lesbaren Ausdruck unseres Sehns (vgl. Maleuvre 2011; Lehmann 2014). Die stets notwendige Selbstkritik, wollen wir unseren hohen Ansprüchen auch nur ansatzweise genügen, darf uns aber zwei Dinge



nicht vergessen lassen: Erstens ist das Umschlagen in zerfleischende Überforderung nicht weniger gefährlich als gar nichts zu tun – an der Uneinlösbarkeit eines *Mehr* scheitert es sich in den besten Absichten gar zu leicht. Zweitens gilt es über das (gewiss notwendige) Moment der moralischen Empörung hinauszutreten. Wir müssen darüberhinaus wollen. Für mich bedeutet das, *sprechen und sprechen machen*. Die Wirklichkeit hat ihren schlechten Ruf nicht ganz unberechtigt, ein Umstand, der uns dazu verpflichten müsste, noch besser informiert und alerter zu sein. Hier muss auch mein Wunsch danach stehen, das selbstkritische Eingeständnis, Prioritäten und Primäres unter dem Eindruck von Eigeninteressen in Schiefwegen geraten zu lassen. Sind wir, partiell Teil und Auslöser derselben Krisenmomente, nicht immer noch sehr privilegiert? Eine notwendige Politisierung – und damit meine ich weder parteipolitische Verpflichtung noch Tendenzen der Radikalisierung – muss Gebot sein. Das Jetzt fordert uns heraus, wir können nicht so tun, als gingen uns die herrschenden Zustände und alltäglichen Zumutungen nichts an, als hätten wir nicht Anteil daran zu nehmen. Wir sind bereits Betroffene, wir stehen – im etymologischen Sinne – in der Verantwortung. Die Entgrenzungen der Bedrohungen und Schreckensräume sind, das zweifellos, evident, aber umso dringender wird das Unbedingte des Denkens und Helfens. Wie meinen wir *sicher* sein zu können, ohne zu denken? Ohne auf adäquate Weise zum Denken einladen zu wollen? Man darf sich der Desorientierung nicht ergeben, man muss sie vielmehr adressieren. (Virilio 2015)

#### IV. Literatur/Philosophie

Diskutieren wir dahingehend bereits, was die Künste leisten können – oder reden wir immer noch darüber, was sie, im Sinne einer zähmen- den Indienstnahme, zu leisten haben? Wir verharren bei der Option des (*Wahr-*)*Sprechens der Künste*, insbesondere der Literatur, zumeist im Bezirk des Wirklichen. Was aber ist mit dem Möglichen, mit dem (vermeintlich) Unmöglichen? Die aktuellen Verhandlungsstrategien der veränderten gesamtgesellschaftlichen Bedingungen in den Kunstwerken und den sie begleitenden kritischen Paralleldiskursen ist wohlbelegt; es gibt relevanten, über das Kunstfeld hinaus wirksamen, freimütigen „artistic response“ (Foster 2015: 4) in Bezug auf unsere Wirklichkeit. Die Gegenwart steht, künstlerische wie auch philosophisch, in ihrer Beschaffenheit umfassend zur Diskussion: „Was ist die Gegenwart? Was ist das gegenwärtige Feld unserer Erlebnisse?

Was ist das gegenwärtige Feld möglicher Erlebnisse? Hier handelt es sich nicht um eine Analytik der Wahrheit, sondern um etwas, das man eine Ontologie der Gegenwart nennen könnte, eine Ontologie der Aktualität, eine Ontologie der Moderne, eine Ontologie unserer selbst.“ (Foucault 2012[a]: 39)

Die nicht zuletzt (und angesichts aktueller philosophisch-literarischer Tendenzen: glücklicherweise) an ein Subjekt gekoppelte Form ungeschützter, riskanter Sprache der Offenheit, die von Michel Foucault in seinen späten Vorlesungen (Foucault 2012[a]; Foucault 2012[b]; Foucault 2014) verhandelte *parrhesia*, kann und wird auch von der Literatur geleistet. Zwischen Erzählimperativ und Fiktionsbedürfnis siedelt die Sagbarkeit. Meine einzugestehende aristotelische Schlagseite einrechnend, ist es mir eine unbedingte Notwendigkeit, die Kategorie der Imagination wieder verstärkt in den gesamtgesellschaftlichen Kreislauf hinzutreten zu lassen: Beispielsweise in der von Constantino Castoriadis (Castoriadis 1990) beschriebenen wechselseitigen Formung von Individuum und Gemeinschaft bzw. Gesellschaft wird ein Imaginäres angesetzt, das Voraussetzung und Mitbedingung für das Entstehen bzw. den Bestand ebendieser Gesellschaft darstellt. Die politischen Konsequenzen daraus sind, in Ablehnung jeglicher starrer Dogmatik, tatsächliche (also: in all ihren Anstrengungen angenommene) Autonomie bzw. Emanzipation und das Verständnis von Geschichte in ihr selbst bzw. aus ihr selbst heraus. Sie findet sich in Geschichten und Bildern mitgeteilt. (Habermas 1986: 380–389)

## V. Öffnungen/Ansätze

Das Entfalten einer gesamtgesellschaftlichen Wirksamkeit ist gewiss nicht immer einlösbar, aber das Einschlagen einer Richtung, das Aufzeigen von Möglichkeiten des Schreibens und Denkens ist mir möglich. Wenig überraschend komme ich beim erwünschten Grübeln über miteinander verbundene, kurz- und langfristige Strategien aber nicht nur auf potentielle Antworten, sondern auch zu einer Vielzahl neuer, hoffentlich *brauchbarer* Fragen. All das ist, wie erwähnt und ersichtlich, nicht abgeschlossen: Neben der Notwendigkeit einer ersten Hilfe und einer ersten kritischen Einschätzung der Lage braucht es wohl auch eine – in Anlehnung an Judith Butler (Butler 2011) – *Kritik der Kritik*; also mehr als schlichte Verweigerung und nichts weniger als die Anfechtung verordneter Rationalität und, als Fortführung ihrer selbst gedacht, die Reflexion der gesellschaftlichen Bedingungen unter denen Kritik entsteht – ohne sofort vereinnahmt, antizipiert oder

gezähmt zu werden. Zentral erscheint mir darüber hinaus die Reklamation gekappter Begriffe wie Sicherheit, Werte, Meinungsfreiheit, Mythos, Grenze oder auch Linie (z.B. Mbembe 2014: 117ff.). Diese sprachlich zentralen Elemente und angebundenen Vokabularien verlorenzugeben erscheint mir ebenso fatal wie die Auslagerung eines legitimen Sicherheitsbedürfnisses in privatwirtschaftliche Bereiche abseits staatlicher Legitimation oder Verantwortlichkeit. Die Aufwertung von Bildung – auch im Sinne von Herzensbildung – und realer Gestaltungswille für soziale Chancengleichheit könnten (und meiner Ansicht nach: sollten, nein müssten) zentrale Pfeiler für aktuelle wie auch generationsübergreifende Schritte sein. Nur so, so mein gegenwärtiger Eindruck, lässt sich der Kreis der Beteiligten ausweiten und an die Stelle eines unternehmerischen Selbst ein *zoon politikon* setzen. Zeugenschaft unserer Tage, also für mich auch im Sinne eines Weiterschreibens, kann dann nicht mehr nur das eigene Sprechen und (helfende) Handeln (bzw. Handeln-machen) meinen, sondern das der gewählten Verantwortlichen – und vor allem auch der Betroffenen.

## VI. Bibliografie

- Thomas Ballhausen: *In dunklen Gegenden*. Wien: Edition Atelier 2014.
- Judith Butler: *Kritik, Dissens, Disziplinarität*. Zürich: diaphanes 2011.
- Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1990.
- Hal Foster: *Bad New Days. Art, Criticism, Emergency*. London: Verso Books 2015.
- Michel Foucault: *Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesungen am Collège de France 1982/83*. Berlin: Suhrkamp Verlag 2012[a].
- Michel Foucault: *Der Mut zur Wahrheit. Die Regierung des Selbst und der anderen II. Vorlesungen am Collège de France 1983/84*. Berlin: Suhrkamp Verlag 2012[b].
- Michel Foucault: *Die Regierung der Lebenden. Vorlesungen am Collège de France 1979–1980*. Berlin: Suhrkamp Verlag 2014.
- Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1986.
- Sandra Lehmann: *Die metaphysische Bewegung. Das Verhältnis von Philosophie und Politik: Rancière, Platon*. Wien: Verlag Turia + Kant 2014.
- Didier Maleuvre: *The Horizon. A History of Our Infinite Longing*. Berkeley: University of California Press 2011.
- Achille Mbembe: *Kritik der schwarzen Vernunft*. Berlin: Suhrkamp Verlag 2014.
- Paul Virilio: *Die Küste, letzte Grenze. Ein Gespräch mit Jean-Louis Violeau*. Wien: Verlag Turia + Kant 2015 (Neue Subjektile).

Mieze Medusa

## Innere Unfuge

Manchmal hab ich Heimweh nach Butterbrot  
Nach Schwarzbrot aus dem Holzofen fingerdick bestrichen mit so-  
frisch-da-muht-die-Kuh-noch-Butter und einer dünnen Decke aus  
grenzenlos-glücklichem Schnittlauch

Manchmal hab ich Heimweh nach einer naiveren Betrachtungsweise  
Will im Museum vor der Wand stehen und sagen: „Ja, dieses Bild passt  
perfekt über meine Wohnzimmercouch, wissen Sie was, packen Sie's  
ein, und das neben dran nehm ich auch.“

Manchmal hab ich Heimweh nach Vanillepudding  
Nach bunt geflickten Cordhosen und den Atombombendrohgebärden  
zweier Supermächte, denn damals war ich ein Kind und im Wald  
spielen und dann heim, Mama hat gekocht

Heute hab ich trotz Satttheit nur innere Unfuge im Magen  
ein Zombiezappeln wie nach tageweisem Trippleespressitrinken  
beim gleichzeitigen Verspeisen von Desserts, die aus Redbull gekocht  
sind  
Es ist zum Mit-dem-Mittelfinger-hässlich-winken!  
Anstelle von kronenzeitungsschreiberlingverfassten Hetzzeilen  
will ich Landschaftsbeschreibungen in den Kommentarseiten von  
Tageszeitungen  
Niemand hat, wie du es sagst, in den Zug geschissen, hat Sitze aufge-  
schlitzt und gesagt, hier sitz ich nicht, weil hier Christen sitzen  
Und ich müsst es wissen  
Ich bin Reisepoetin, verbringe mein Leben im Zug immer an Salz-  
burg vorbei  
Was nicht das gleiche ist, wie den Zug zu nehmen, um ein Leben mit

Zukunft und Freiheit zu sehen  
Ich will ein Liebespoem, statt gehässigem Die-müssen-schnell-wieder gehen  
Will mich beim zuhörenden Zugfahren nicht schon wieder für die  
Landsleute in Blut-und-Boden schämen  
#dieasyanten #diebettler #diemuselmänner #dieschwoarzen

Der Mann, der mit Kirchenzeitung in der Hand neben mir sitzt und  
redet, als wollte er Krieg, ist alt  
Er könnte nicht mein Opa sein, weil mein Opa tot ist  
Mein Opa hat mir nie ein Butterbrot geschmiert  
Mein Opa war im Krieg bei der Eisenbahn, was nie groß Thema war,  
wir haben sehr weit weg gelebt und dann war er tot  
Er hat Hasen gezüchtet  
Er hat, glaube ich, beide Beine gehabt und sicher beide Arme  
Er war meiner Mutter kein geduldiger Vater  
Meine Mutter hat den Krieg als Kind in der Großstadt erlebt, wurde  
aufs Land geschickt, sich satt essen... Oma, Opa, 11 Kinder in 2 Zim-  
mern, Küche, Bad und Krieg... sie erzählt, wenn sie erzählt, von einer  
glücklichen Kindheit

Ich war meiner Mutter kein geduldiges Kind  
Hab nicht verstanden, warum ihr Stille soviel lieber war als Lärm  
Warum sie Harmonien in Musik suchte, keine Freude hatte an ver-  
störenden Klängen aus dem Kinderzimmer  
Ich hab ihr spät verziehen, dass ihr lieber war, ich spielte Barock-Me-  
nuette auf der Blockflöte  
statt Hard-Core-Gegröle über Teenager-Nöte  
Wenn ich von meiner Kindheit erzähle, rede ich übers Patriarchat, über  
das gute Stück Fleisch für den Vater, über Sitzordnungen und Tischsit-  
ten, über das Fremdsein in Deutschland als Kind von Ösi-Gastarbei-  
tern, über das Fremdsein in Österreich mit einem bundesdeutschen  
Dialekt, über das Gehänseltwerden in der Schule, über das Immer-be-  
weisen-Müssen, dass ich es wert bin dazuzugehören, kurz und gut, ich  
beschwere mich über dies und das und allerlei und das ist der Beweis:  
Ich hatte eine glückliche Kindheit

Manchmal wird es minutenlang still in mir  
Ich lass den Vollkoffer neben mir reden, Kopfhörer auf und endlich  
singen die Geigen wieder  
Es brummen die Bratschen  
Irgendwer hat immer die Triangel im Anschlag  
Irgendwer haut immer voll auf die Pauke

Vor dem Fenster rutscht Landschaft vorbei  
Unendliche Weiten und ganz enge Engen mit Gipfeln, von denen  
Kreuze winken...  
Schon schön unser Land, Stadt, Fluss, schon schön... würde ich  
es malen, das Bild passte gut über meine Wohnzimmerecouch, ein  
Almöhi-Idyll mit schweigenden Lämmern  
Kopfhörer runter: Schweigen will ich nicht länger

Heimat, sag ich dem Mann, der redet als stünde der Feind vor der Tür  
Dabei sind es Menschen, die um Hilfe flehen  
Heimat ist nicht, dass alle das gleiche denken, alle gleich aussehen, alle  
gleich reden  
Heimat ist nicht niemals weggehen  
Heimat ist nicht, dass sich alle anderen an DICH anpassen müssen  
Unsere Heimat ist nicht: alles nur Christen  
Aber wenn wir schon reden über Werte und deren Hochhalten  
verteidige ich die Werte der Aufklärung, der Wanderung und der Vielfalt,  
von der klaren Trennung von Staat-Kirche-Machtschaltkreisen  
Aber wenn wir schon reden von Werten und deren Hochhalten  
egal an welchen Gott oder keinen Gott du glaubst  
es ist doch eine schöne Geschichte, die Geschichte vom Brotteilen

Manchmal hab ich Heimweh nach Butterbroten  
nach harmonischer Musik  
nach Landschaftsbeschreibungen

Und ich versteh deine Angst und ich weiß auch nichts wie's geht  
aber als wir an der Grenze standen und flehten  
machten manche die Türe auf, manche nicht und das ist auch ein Teil  
von Genozid  
Dann kam das Ende vom Krieg  
und wir haben Hilfe gehabt, nennen wir es Marshallplan, Nachbar-  
schaft oder die Amis haben's den Russen nicht gegönnt...  
„Keine Frage, dass du tüchtig warst“, sag ich zum alten Mann mit  
Angst im Bauch, doch du hast es nicht allein geschafft, wir haben  
Hilfe gehabt und jetzt ist keine Zeit für Neid und Grenzen ziehn  
Wir sind das 8. reichste Land der Welt  
wir können es uns leisten, die Hand zu reichen  
Ich bin satt und du bist satt

Wenn diese Werte, die du so verteidigst, etwas wert sind,  
dann ist es jetzt an der Zeit die Tür zu öffnen und das Brot zu teilen.

Barbi Markovic

## walkthrough

Wähle ein Land:

Frankreich, Holland oder Norwegen?

Holland.

Du kommst aus einem großen Land, in dem du unerwünscht bist. Deine Nationalität ist falsch, schlecht für dich. Kein Geld, kein Job, kein Respekt, keine Harmonie, keine Chance, keine Haustiere, keine Ruhe. Deine Kleider und hohe Absätze verführen und provozieren. Männer zahlen dafür, dass du ihren großen und dünnen oder kleinen und dicken Schwanz ansprichst und in den Mund nimmst. Sie sind nicht schwul. Sie werden wütend und kommen mit dem Messer.

Sie schlitzten deine Mitbewohnerin auf. Deine Mitbewohnerin, ein Wellensittich, platsch. Dich verprügeln sie böse, hinterlassen dir eine Narbe am Gesicht. Der Mann mit dem Messer verspricht, nächstes Mal auch dich zu töten.

Mach dich lieber davon.

Du nimmst deine Urkunde, reihst dich in die Schlange vor der Amtsstelle ein.

Ohne Visum kann man irgendwie über die Grenze, aber ohne Pass hat man keine Chance. Deine langen Haare duften nach Aprikose und aus deinem Passbild starrt ein kurzhaariger junger Mann. Ein Beamter schickt dich ohne Erklärung weg, und du traust dich nicht

zu fragen, warum. Zeit ist knapp. Jeder Mann auf der Straße ist ein Mörder. Ihre Blicke lassen dich das wissen.

Bestechen einen Beamten und beschleunigen den Prozess.

Um 5000 Euro nehmen sie dich in einem Bus illegal über die Grenze mit. Du musst dir die Haare abschneiden, um die Reise zu überleben. Das ist schlau von dir, ihnen nur 3000 Euro zu geben. Der Rest soll nach deiner Ankunft von einer Freundin überreicht werden. 2000 ist dein Leben wert und das ist immerhin eine gute Summe.

Auf deinen bisherigen Reisen hattest du immer gekotzt, egal ob du vorne oder hinten im Bus gesessen bist. Das lag am charakteristischen Gestank der Sitzplätze mit ihren dunkelbunten Überzügen aus Samt. Dass dir diesmal nicht übel wird, ist vermutlich die Folge der Aufregung.

Hinter dir bleiben die schäbigen Tore deiner Heimatstadt, eine Meisterleistung jenes Architekten, der vor ein paar Jahren eines skurrilen Todes gestorben war.

Man hatte ihn in seiner Badewanne gefunden, die Augen von Würmern zerfressen. Die Häuser werden immer seltener, dann kommen die weiten Sonnenblumenfelder. Ein heulender Hund steht auf der Autobahn, während du im Begriff bist, durch einen Ortswechsel dein Leben zu retten. Dann verschwindet der Hund unter dem Bus und kommt hinten hinkend wieder hervor.

Als die Reise zu Ende ist, und du in Wien aus dem Bus aussteigst, ist dein Spiel noch eine leere Datei und niemand macht sich Gedanken über dich. Niemand kennt dich. Die ersten Schritte sind jedoch klar: Karte kaufen, in den Zug einsteigen, in Frankreich umsteigen.

Ein bärtiger Reisegefährte aus dem Bus gesellt sich zu dir, weil er auch nach Frankreich will. Ihr habt schon Tickets nach Paris über Frankfurt gekauft. Wenn man illegal reist, sind die Strecken indirekt. Wenn man illegal reist, gibt es keine Jause von zu Hause. Wenn man illegal reist, sollte man sich die Gesellschaft sorgfältig aussuchen, und so weiter. Der Kontrolleur kommt, der bärtige Reisegefährte verliert den Kopf und du kommst im Tumult um seine Festnahme beinahe davon, aber er zeigt mit dem Finger auf dich.



Wenn man illegal reist, sollte man sich die Gesellschaft sorgfältig aussuchen.

Der zuständige Beamte nimmt deinen Namen auf: XY.

Das Geschlecht: (kurze Haare, ungeschminkt, Tanga und rasierte Beine), er schreibt: männlich. Sofort wird dir ein Zimmer im Asylheim erteilt und ein männliches Asylantragsabenteuer, an dessen Ende dir folgende Schicksale winken:

1) Der Tod 2) Versuchte Abschiebung in dein Heimatland (unterwegs Selbstmord oder Flucht) 3) Erfolgreiche Abschiebung in dein Heimatland (Selbstmord in der Heimat) 4) Ewiges Asylverfahren und Armut. Der Beamte der Polizeistation, in der du sitzt, fragt: „Stimmen Sie zu oder möchten Sie das Ganze abbrechen?“ Du sagst: „Okay.“ Der Name deines Standes im Spiel lautet: Asylbeantragende, weshalb dir der höchste Schwierigkeitsgrad zufällt. Im Kampf und Handel bist du schwach. Deine Kommunikationsfähigkeit ist schlecht entwickelt. Der einzige Vorteil, den du hast, ist die Entschlossenheit, nicht (lebendig) zurückzukehren.

„Okay oder das Ganze abbrechen?“ Du sagst: „Okay“.

Dies ist kein Zeitpunkt zum Aufgeben. Überleben ist das Leben.

Überleben ist das Leben.

Du versuchst etwas zum Essen zu finden. Auf der Straße liegen nur Papiere und Hundescheiße.

Du bittest den Kebapverkäufer um Reste. Er kann dich verstehen und weist dich trotzdem zurück, weil er nicht besonders empathisch ist. In der Mülltonne klebt geschmolzenes Eis. Auf dem Boden liegen zertretene Hot-Dog-Teile. Das kann man nicht. Beim besten Willen nicht. Du findest nichts und stirbst.

Die Melodie des Versagens.

Manchmal ist es auch schön, neu anzufangen. Man darf sich über den sinnlosen Tod nicht ärgern.

Du gehst durch die Mariahilferstraße und suchst nach Möglichkeiten,

ohne Geld ans Essen zu kommen. Du versuchst zu stehlen und wirst gefangen genommen.

Der Polizist nimmt deinen Namen auf: XY.

Es ist sehr schwer zu beweisen, dass man derjenige ist, für den man sich ausgibt.

Vor allem, wenn man keine Familie, kein Haus und keinen Arbeitsplatz hat.

\* Beweise, dass du derjenige bist, für den du dich ausgibst.

Dass du transsexuell bist, glauben sie dir sofort. Wegen deiner Art, und vor allem wegen deiner Unterwäsche. Eine Frau, die für dich zuständig ist, macht einen administrativen Fehler und versperrt dir alle Wege.

Du sitzt in der Zelle. Der Winter kommt. Überall ist es dunkel. Alle Auswege sind versperrt. Du drehst dich schon monatelang im Kreis. An manche Türe klopfst du mehrmals, weil du dir denkst, dass du eine Möglichkeit übersehen hast. Vielleicht kann man doch noch irgendwo unter einem Stein etwas finden.

Das dauert zu lange. Du drehst dich im Kreis und kämpfst ohne Fortschritt und ohne Erfolgserlebnisse. Die Energie lässt nach. Nichts passiert. Und als du die Nachricht bekommst, dass du nach Hause zu Level 1 geschickt wirst, bringst du dich um.

Die Melodie des Versagens. Du hängst von der Decke.

Aber du hast noch unendlich viele virtuelle Münzen, wirf sie hinein! Drücke 1, weil du Einzelspieler bist. Drücke S für Start. Schon wieder musst du in der Dunkelheit deiner Gefängniszelle herumtappen. Du probierst alle Türklinken und überall ist zugesperrt. Du findest wieder nichts und bist dabei, deine Laken zusammenzubinden, um dich an der Decke aufzuhängen, als plötzlich ein Wächter hereinkommt. Er lächelt. Die Dolmetscherin tritt herein, um dir zu erklären, dass du freigelassen wirst. Sie sagt, Menschen haben sich für dich eingesetzt. Sie haben demonstriert. Einen Anwalt eingeschaltet. Du glaubst es nicht. Langsam wird die Nachspann-Musik immer lauter. Das ist das Happy End.

Sylvia Wendrock

## wort des jahres

es rüttelt im zelt, die welt wird groß und das heim gruselig. brach-  
liegende zimmerfußböden, kalte öfen an weinenden wänden, sonne  
streift an der leere entlang, die donnerwolken ziehen mit, sich an in-  
neren orten abzuregnen und dem neuaufbau ein klima zu verschaffen,  
denn kein ort besteht ohne. im gepäck erinnerungen. angst, schieß  
angst. verzweiflung, hoffnung. aber gepäck kann ja auch verloren  
gehen.

ist es verloren?

geht es?

entschließt sich, den eigentümer zu wechseln? mal wieder zug  
fahren, vielleicht finden sich andere erinnerungen, andere ängste?

sand unter den füßen. wasser. grauen im nacken. nachhilfe in  
umgangsformen der menschlichen wildnis. und um schon mal an  
den westen zu gewöhnen: bezahlen bitte! zielort klar, rückfahrt  
unmöglich. unerschwinglich. ausgeschlossen. tödlich.

das meer ist entspannung, klärung, reinigung. entladung aller  
kräfte. verursacht gefügigkeit und übelkeit. und während sonnen-  
strahlen das hirn ausbrennen, wird es nacht. nicht mehr die saison  
zum reisen. trotzdem sehr teuer. und wir akzeptieren nur bares.

bar jeder identität. es wird kein name gebraucht, der stempel  
ist schon fertig, willkommensgeschenk europas. von weitem nicht  
gesehen. abends ist es zu dunkel für das denken in zahlen. morgen  
wird es etwas geben, die weitsichtige mutter sieht und empfängt  
uns. auf dem einen auge zwar blind, doch mit mächtigen, fetten  
armen. wer eine umarmung will, muss warten können. aushalten  
können.

aushalten können wir, haben lange ausgehalten. aus ur- ist  
ungemütlich geworden, der stete wind wurde ein eisiger, zuletzt  
sturm, ein orkan. ohnmächtige wut zerriss laut schreiend end-

gültig die leitung. diese gegend gehört nicht versorgt, sinnlos  
parasitisch genährt, sie zerstört jedes leben!

zum glück kam ein zug.

neue texte, neue sprache, neue wände, andere farben und gerüche,  
bewegung in kopf und bein. schuhe bersten, beine laufen, tragen flie-  
hende köpfe.

vielleicht besteht die welt aus unzähligen türen, die es gilt, zu  
öffnen und ein menschenleben meint das durchschreiten ganz ver-  
schiedener aneinander grenzender lebensräume. vielleicht bilden  
alle diese räume geöffnet einen gang, der sich im kreise dreht und  
die zeit strudelt nur rauschend darin. einen fuß um den anderen  
wandeln menschenjahre dahin, immer vorwärts zum beginn. und  
dort dann die einsicht, die keiner erlangt und trotzdem in blitzten  
das denken umrankt.

ein schritt aus dem innern, das bahnhofsgebäude trägt ja im-  
mer noch den geruch einer sitzenden müdigkeit. auf den zug war-  
tend, auf das wie und das weiter, matt und müde, und doch nichts  
mehr wollend als den zustand zu beenden.

nein nein, tritt nur heraus. und stell dir vor, der grund deiner  
reise begrüßt dich sofort, überall schaut er dich an, lässt dich nicht  
aus seinen fängen. erinnern sollst du! nicht zu gut gehen darf es  
dir! die letzten reste deines selbst auskratzen als voraussetzung für  
ein anderes leben, ein dasein vor dem tod. ewig überformt vom  
matten glanz der herkunft. es gibt keine hierarchie der toten.

ein kurzer moment und die beschlagnahme beginnt. schreien  
und stampfen. schieben und stöhnen. es geistert hier und will nicht  
aufhören. bedrückend und befreiend, was ein elender zustand. der  
dunkle gehweg höhnt dem halben mond, der aller menschen kopf  
bethront. der schlaf war beunruhigt über sein erscheinen. in die-  
sem raum mit rauen wänden auf nassem boden und dem geruch  
unerreichter grenzen.

festhalten am zaun. beschwörung einer gesellschaft, die sich  
zersetzt, ständig spaltet.  
das WIR ist (noch) eine lüge.  
was beweist das menschsein?  
ankommen.

...

ein jahr, ein wort.

Miriam H. Auer

## Travestie der Einsamen

Niemals rot angezogen ins Schmetterlingshaus, mich aus Gedanken herausgedacht, schauen zwei Fingerkuppen in Glaskörper und machen mich blinder. Menschaufkommen im Betonwinter, wer bist du wer sind wir wohin kann man denn überhaupt noch, ich fehle am Selbstporträt, schöner ist es: so als Stilleben.

Die bessere Hand rasiert meinen Kopf, ich weiß, was viele denken werden, aber auch die kann ich aus meinen Gedanken herausschälen, bleiben Kopf und Nüsse, niemals nackt in die Öffentlichkeit.

Nach dem Desserttraum weinen Nieren Steine, unmystisch fern von Osterinseln, wie im Albtraum zerbricht die Herzblume, der man das Porzellan gar nicht angesehen hat. Kalk wusste Spuren im Kelch zu ziehen, die mein Mund aus Scherben liest wenn sonst niemand mehr mit Zähnen trinkt.

Nietzsche in der Leere, Hunger in Hülle und Fülle, wo sind wir ganz unverdient, ich dränge mich dazwischen, schreibe Nachrichten mit fremdem Lippenstift: Oft etwas mit allein Stehende. Die Seltsamkeit der Balance filtert und filtert, gegen den Strom, wo wir nicht sind, kann Kaffee nach Lachs schmecken, niemand wird es merken.

Vielleicht wäre es gut,  
was auch immer.

Man verkleidet sich nicht gerne  
als Unmensch. In Schuhen so hoch  
wie Erwartungen.

~

Die Welle und das Herz brechen gleich. Kein Klirren, dennoch folgt Taubheit in Weite, in Enge: eine stille Kühle.

Mir ist heute so kalt wie gestern, wie morgen.  
In euren Sommerschuhen den Weg mitgehen,  
Verlorene, und so niemals auf großem Fuß leben.

Handlos, den Pinsel im Mund, ein neues Bild erschweigen.  
Unschärfe erkennt nur das Schönste. Tage klingen noch  
nach Mensch. Das Leben hören, wenig verstehen, humorlos  
zum Schießen sein, Kanonenspatzen, um uns herum.

Jemand kommt von ungefähr, stammt vom Affen ab, flammt  
an beiden Enden. Kerzenmenschen: doppelt vom Aussterben bedroht.

Schlafende Wölfe, Freiheit und Blattlaus. Zu weit weg, zu klein um sie  
leben zu sehen. Schwarzer Kreis, Neumond und Altlast. Entwurzelte Men-  
schen und Bäume überholen uns, im Sturmwind: alle Argumente haltlos.  
Auch Finsternis reist mit Lichtgeschwindigkeit. Über die Nulllinie taumeln.  
Ausgelesene Gesichts-Bücher. Und wenn sie nicht ...

Donnersabend, geröllender Augenblick im letzten Berglicht. Aurora Australis  
allein verirrt in den Norden, Blaumond scheint sonnenhungrig, Liguster-  
schwärmer, einer heißt Engelbert. Erinnerter Hüften, in Memphis geblieben.  
Hounddog und Ladybird. Am Berg auf dem Teller ausgebissene Zähne. Hard  
Rock. Tiefer gestimmt. Klangperlen hinter den Meeresspiegeln.  
Vor Lebensdurst aufgedrehter  
Wundwasserhahn.

~

Niemand kann das Meer trinken, die Kinderlosigkeit, die Lava.  
Manche wollen andere verschlingen, besitzen, in versunkenen Dörfern  
vierblättrige Kleeblätter finden, ohne suchen zu müssen, aber wir  
tragen die Lockenwickler durch den Tanzabend als bräuchten  
wir keinen Sauerstofftank. Feuchtfrohlich vertrocknet der Nebel  
über dem See.

Wolke Sieben, sieben Brücken, neun Katzenleben lang ein  
Streuner sein. Du machst mich kleinlaut, selbst in deiner  
Abwesenheit. Das schönste Wort verliert sich im Großmut  
eines Menschen wie dir. Du kannst nicht alle retten und hinter  
deinen viel zu großen Herzklappen bewahren. Sie brechen  
dir noch die Lungenflügel.

Niemand kann die ganze Welt retten, das Schminkköfferchen, die Lebenslüge.

Manche dürfen andere verschlingen, besitzen, in goldenen Badewannen  
auf Schatzinseln treiben, ohne sich bemühen zu müssen, aber wir  
tragen die Hoffnungslose durch den Tanzabend als gäbe  
es heute noch eine Tombola. Allmählich gefriert der See  
über uns.

Dahin schwindend sehe ich ihn cool tanzen,  
ohlalà Mephisto.

Es ist falsch sagt die Welt.  
Es ist LEBEN sagt die Wahrheit.

~

Geister letzter Worte zwischen den Zeilen obwohl dort  
nicht gestorben werden soll. Das wahre letzte Wort  
abgeschnitten, dir.  
Bewusst Briefe in den Tod schicken. Aufgeschlitzt  
vom Brieföffner. Es könnte schlimmer ...  
Darin der Nachlass eines Vorurteils.  
Post Scriptum.

Asche tanzt durch einsam winkende Hände. Makabres  
Fleischorigami, in weltfremden Kriegen, immerfort,  
Liebkind mein,  
immer  
fort  
sein.

Innere Kinder weinen nicht, traumtrunken schmieden Schläfer  
unbeugsame Zellen in falschen Vorahnungen. Mit den Zaunpfahl  
winken bis der Arglose blutet, Schiefer in der Schlaghand,  
Holzhammerlieblichkeit.  
Arme Haut wird Milch, fett genug zum Brennen,  
Feuer im Frühstück.  
Ich kann tagträumen wie im Schlaf. So gut. Öl gepresst  
aus kalten Schulterblättern.

Vor keiner Zeit schwamm eine Wolke untersee. Innere Kinder,  
ein tieferer Chor, Wetterleuchten im Marianengraben.  
Als Wolke mit Schwimmflügeln in die Luft gehen  
wollen wir, erheben uns über ein Aber: Ausgetrunken,  
der Traum für den Tag

Innere Kinder weinen nicht  
nach außen hin.

Einen Augensterne auf dich werfen, mein Abendstern.  
Doch mehr Morgensterne in entschlossenen  
Händen als im Himmelszeltlager.  
Die ersten aus Ton gebrannten Kinder  
zerbersten.  
Ein versehrter Reim  
ruft  
dich  
an.

Druck und zugleich  
Notiz von dir  
nehmen, der Tod ist  
ein feiger Gevatter, ihm fehlt  
einfach die Distanz  
zum Sterben

Seelen springen verzweifelt auf zerrissenen  
Brustkörben herum, wollen durch Wunden  
hinein in einstige Menschen,  
aber Splitterkörper behalten keine  
Lebensnahrung bei sich.

Leere Körbe, Einfühlungsangst, foltersanft  
Niemalsbrot. Zugehfrau in der Ferne, Sandkuchen  
in schwarz, Kinder des Blutkults. Böse Märchenfee.  
Wir schlafen im Kreidekreis, Karussell,  
Triebmittel: Megalomanie.

Die Wachen rufendes Dornröschen hat Kinderherzen  
auf dem Teller, Lebzelten stürzen ein, kein Asyl  
im süßen Niemandsland. Eine Zimtstange für dich  
brechen. Das Leben ist kein  
Zwischen-den-Fronten-Spiel.  
Erdbeerlandflucht. Gittergesichter.  
Schau hin und sieh: Dich.

Empathie kommt  
nicht an.



Abgefahrene Züge.  
Entgleiste  
Worte.

Euch nicht nach  
dem Mund reden.  
Doch euch wenn ihr  
schlafende Hunde seid  
Worte in den offenen  
Mund legen.  
Maul denken.

Entschlafen,  
euch aufwecken.

Tiere und innere Kinder  
weinen nicht  
nach außen hin.

~

Gedanken machen sich einen Lenz und neue Bilder aus  
alten Worten machen dieser Tage himmelblau, Gezeichnete,  
flachgelegt auf Leinwand. Kleider die Leute machen  
mit rotem Faden verabsäumen  
sich schön zu finden solange man  
suchend ist. Raben wachsen aus dem Feld  
ährender Federkleider, Lesestoff Wein und Leviten.  
Kreditkartenhäuser. Und hier noch das Kunstunwetter:  
Wolkenbruch in Gips. Frieden als Utopie. Liebesleiter  
hinauf zu ihm, doch Wartezeiten.

Traurige Erde sitzt weinend im Keller, auf Leichen über die  
Mann und Frau von Welt gehen. Aber manche schauen  
unter die Oberflächlichkeit der Zeit, finden den verlorenen  
kleinen Zeitgeist mit der Buh!-Schwäche, geben ihm Wärme  
und Nahrung. Er gibt dafür gerne  
den letzten Schrecken her.

Traubende Gemeinde atmet schwarzen Weinstein ein Rotmond ruht  
auf der Sandbank, Bank-Wesen.  
Zeit und Flügel schenken, uns  
zerbrechlichen Kindern des Glaswassers.

Zeit: Wir haben doch keine ...  
Doch Teilzeit. Geteilte Zeit, Zucker und Watte,  
Zuckerwatte. Gut fühlen. Schlecht fühlen. Einfühlen.  
Das Leben, ein Windspiel. Und Atmen.

Peter Clar

## „Nun, da ich sprechen kann, was soll ich sagen?“

Ich wollte, sage ich, noch einen Text zum Thema Lebenszeichen schreiben und sehe Dich an und Du nickst / stumm / wollte dazu über Herzogs Film „Lebenszeichen“ schreiben, schwarz-weißes Flimmern, eine Straße aus / Staub / wirbelt auf und dann / eine zärtliche Geste, Wasser auf Lippen und Wasser auf Hals des/der Verwundet-Gestrandeten und Schnitt...

Die Insel Kos, es gab nur Frieden dort, der Erzähler, und doch eine Festung, eine Mauer, darin Gliedmaßen / steinern und doch / die Symbolik / Zykaden, die schreien und Musik und Musik, die Männer ertrunken, sie waren, sagt Stroszek, vom Anblick der Sonne beeindruckt, so dass sie die Gefahr nicht bemerkten.

Ich wollte, sage ich, zu diesem Film etwas schreiben, der die Welt uns entfremdet, bis sie kenntlich uns wird, doch wie kann ich, fahr' ich fort, nachdem Du nichts sagst (wie soll ein erfundenes Ich auch was sagen), am Strande von Kos liegt wie schlafend ein Kind.

Astrid Nischkauer

## „Open up, Border Control!“

Es klopft, aber nicht an meiner Abteiltür. Warum nicht an meiner Abteiltür? Warum wird nur an eine einzige Tür geklopft? Hatte ich richtig gehört, und war wirklich der Satz: „In den anderen Wagen gibt es keine mehr, das hier ist der letzte.“ durch den Gang gerufen worden? Keine was? Menschen gibt es hier noch viele. Mein Abteil ist voll belegt, bis oben hin. Und warum muss ich meinen Pass nicht vorweisen, wenn zwei Menschen drei Abteile weiter das tun müssen? Warum lässt man uns schlafen, während die Schaffnerin aufpassen muss, die richtigen beiden Zugkarten heraus zu suchen, um sie beim Aussteigen zurück geben zu können?

Ihre Stimmen höre ich kaum, nur leises Gemurmel, bevor sie aussteigen müssen, mitten in die Kälte der Nacht. Auch sie lassen uns schlafen. Warum lässt man uns schlafen?

Ich schlafe nicht.

## Autor\_innen dieser Ausgabe

MIRIAM H. AUER, geboren 1983 in Friesach, Kärnten, ist Literaturwissenschaftlerin an der Universität Klagenfurt und Autorin. Zuletzt erschien: *Hinter der Zeit* (Verlag Johannes Heyn 2014).

CHRIS BADER (vormals: CHRISTIANE ZINTZEN), geb. 1966, lebt in Wien. Kultur- und Literaturwissenschaftler, Publizist für *Neue Zürcher Zeitung*, ORF-Radio sowie mit dem Blog „Acheronta movebo“ ([www.acheronta10.blogspot.at.com](http://www.acheronta10.blogspot.at.com)) im Netz. Tänzer, Drummer, DJ, Coach für Körperliches und Mentales.

THOMAS BALLHAUSEN, geboren 1975 in Wien, ist Autor, Literatur- und Kulturwissenschaftler.

LENA MAREEN BRUNS, geboren 1989 in Bremen, Studium der Deutschen Gegenwartsliteratur, Politikwissenschaft und Theoretischen Philosophie in Kiel und Göteborg; Lyrikerin und Übersetzerin für schwedische Literatur, lebt in Berlin und Göteborg.

PETER CLAR, geboren 1980, ist Literaturwissenschaftler an der Universität Danzig und Schriftsteller.

SARAH ELLERSDORFER, geboren 1988 in München, studierte dort an der Hochschule für Philosophie. Nach dem Besuch des European Film College in Dänemark zog sie nach Wien und arbeitete am Burgtheater als Regieassistentin.

BARBARA FRISCHMUTH lebt als Autorin, Übersetzerin und Kolumnistin in Altaussee, Steiermark.

G.H.H. kandidiert zur Zeit als Verbandsgemeindegemeinderat in Seehau-

sen/Altmark im deutschen Bundesland Sachsen-Anhalt. Seine literarischen Texte erschienen bisher bei *hochroth* (Berlin/Wien) und in der Zeitschrift *Triädere* (Wien).

HAKAN GÜRSES ist Philosoph und in der politischen Erwachsenenbildung tätig: [www.hakangueres.at](http://www.hakangueres.at)

MARKUS KÖHLE ist Sprachinstallateur, Literaturzeitschriftenaktivist und Papa Slam Österreichs, zuletzt erschien: *Kuhu, Löwels, Mangoldhamster. Die vier Jahreszeiten der Wolpertinger*, Sonderzahl (2015).

MICHAEL HILLEN, Jg. 1953, Bonn, Lyriker; zuletzt der Gedichtband *Frau Röntgens Hand* (Edition Keiper, Graz 2012).

TIM HOLLAND, studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und veröffentlichte in diversen Zeitschriften und Anthologien. Im Frühjahr 2016 erscheint sein erster Gedichtband *Gutleut* (Verlag Frankfurt).

ALAIN JARDOT, geboren 1947 in Paris-Auberfilliers, ist Buchhalter, Programmierer, Autor, Übersetzer, Verleger und Dozent an der TU Berlin.

ADRIAN KASNITZ lebt und schreibt in Köln, von ihm erschien u.a. der Gastarbeiterroman „Wodka und Oliven“.

JAKOB KRANER, geboren 1986, studierte Sprachkunst und Philosophie, lebt und schreibt in Wien.

GERALD LIND, geboren 1978, lebt und schreibt in Graz.

BARBI MARKOVIC, geboren 1980 in Belgrad, studierte Germanistik in Belgrad und Wien, Stadtschreiberin in Graz 2011/12. „Ausgehen“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 2009; Demnächst erscheint ihr Roman „Superheldinnen“ (Residenz, 2016).

MIEZE MEDUSA, Pionierin der österreichischen Poetry Slam und Rap Szene, sowie Autorin und Herausgeberin. [www.miezemedusa.com](http://www.miezemedusa.com)

ELENA MESSNER, geboren 1983, schreibt, lehrt und lebt derzeit in Aix und Marseille.

WOLFGANG MÜLLER-FUNK, Kulturwissenschaftler, Essayist und Autor. Lebt in Wien und Drosendorf. Sein nächstes Buch: *Theorien des Fremden* (2016).

ASTRID NISCHKAUER, geboren 1989 in Wien, studierte Germanistik und Komparatistik. Literarische Selbstgespräche und Rezensionen für fixpoetry.com. Übersetzungsbegeistert, (Bernstein, Waldrop). Erster Gedichtband: *frisch gepresste Parasiten. Gedichte*. Köln: parasitenpresse, 2015.

SOLE NOIRE ist eine literaturband(e), die sich der vertonung und vertextung von sprach- und audiomaterial widmet.

GABRIELE PETRICEK, schreibt Prosa, performative Literatur, Essays. Zuletzt erschien *Joyce's Choice oder: Ein Hund kam in die Küche* (Wien: Sonderzahl 2011).

KERSTIN PUTZ, lebt und arbeitet in Wien, schreibt Prosa und Hörstücke, veröffentlicht in Zeitschriften und im Radio.

TOBIAS ROTH, lebt als Autor, Übersetzer und Literaturwissenschaftler in München und Berlin, zuletzt erschien der Band *Ein Mittagessen im Vatikan am 17. Januar 1567* bei SuKuLTuR Berlin.

GERHARD RUISS, geboren 1951 in Ziersdorf/NÖ, Autor, Musiker, Oswald-von-Wolkenstein-Nachdichter, Geschäftsführer der IG Autorinnen/Autoren

ANNE SCHUELKE, Autorin, Literaturwissenschaftlerin, lebt in Düsseldorf.

DIE SCHWEIGENDE MEHRHEIT: BERNHARD DECHANT, Schauspieler und Regisseur; TINA LEISCH, Film-, Text- und Theaterarbeiterin & politische Aktivistin; NATALIE ASSMANN, Schauspielerin, Regisseurin & Schlepperin.

JÉRÔME SEGAL ist Mitarbeiter am Ludwig-Boltzmann-Institut für historische Sozialwissenschaften in Wien und Assistenzprofessor an der Universität Paris-Sorbonne (karenziert).

THOMAS STANGL studierte Philosophie und Hispanistik und lebt als freier Schriftsteller in Wien. Zuletzt erschien sein Roman *Regeln des Tanzes* (Literaturverlag Droschl, Graz, 2013).

VERENA STAUFFER studierte Philosophie an der Universität Wien, aktuell ist sie Projektstipendiatin des BMUKK, ihre literarischen Werke wurden bereits in zahlreichen Zeitschriften abgedruckt, mit *Zitronen der Macht* (hochroth Wien) hat sie 2014 ihren ersten eigenen

Lyrikband vorgelegt, für den sie mit dem Rotahorn Literaturpreis ausgezeichnet wurde.

IRENE SUCHY ist Frau, ein Mensch: Musikredakteurin in Ö1, Lehrbeauftragte, Ausstellungsmacherin, Moderatorin, Dramaturgin und Literatin.

DANIEL TERKL wurde 1980 in Klagenfurt geboren und lebt in Wien, wo er im Literarischen Quartier der Alten Schmiede und für den Literaturverlag *hochroth* arbeitet.

CLAUDIA TONDL schreibt und entwickelt Theaterstücke u.a. mit dem *aktions-theater ensemble*.

MONIKA VASIK, geboren 1960, Medizinstudium, seit 2015 freie Autorin, bisher veröffentlichte sie vier Lyrikbände, zuletzt *himmelhalb* (Verlags-haus Hernald 2015). [www.monikavasik.com](http://www.monikavasik.com)

SILKE VOGT, Dr. rer. nat., geb. 1966 in Hannover, wohnhaft seit 1999 im Westerwald, verheiratet, zwei Kinder, z.Z. Hausfrau mit dem Hobby „Schreiben“.

SYLVIA WENDROCK, studium der chemie, philosophie, musik- und latein-amerikawissenschaften, bewegt sich in feldern der qualitativen for-schung und interviewführung, textgestaltung und lektorat, neuen mu-sik und fotografie, akustischen dimensionen von literatur und möglichst vielen denkbaren kreuzungen.

BARBARA ZEIZINGER aus Darmstadt schreibt Lyrik und Prosa. 2014 erschien *Am weißen Kanal* (Roman).